H
217

von Halder
N. 4790.

Freimüthige Betrachtungen

eines

philosophischen Weltbürgers

über

wichtige Gegenstände,

entsprechend

den

Bedürfnissen

unsers Zeitalters

und des

Menschengeschlechts.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

1793.

Vorrede.

Nur jener König verdient den Namen eines großen Beherrschers, welcher zur Vollkommenheit der menschlichen Glückseligkeit und zur Verbesserung des Ganzen sein Mögliches beygetragen hat: nur jenes sind große und edle Handlungen des Weltweisen, welche als Beyträge zur Vollkommenheit des Allgemeinen, mit Hintansetzung aller selbstsüchtiger Nebenabsichten, können angesehen werden. Unglücklicher Weise braucht es immer Jahrhunderte, biß wieder Trajane und Sokratesse auf unsrer Erde erscheinen.

Nach diesen Grundsätzen würde nur jener Schriftsteller aus reinen und wahrhaft edlen Absichten handeln, welcher bey gehörizen Talenten und Kenntnißen, frei von Eigennutz und erhaben über alle niedrige Nebenabsicht, ebenfalls zum Wohl und

 Ver-

Verbesserung des Ganzen seine Kräfte anstrenget. Aber leider! stimmt so selten das, was der Schriftsteller sagt, mit dem überein, was er sagen möchte, oder was er als einsichtsvoller und edeldenkender Schriftsteller sagen sollte: und leider! ist auch in unserm erleuchtet genannten Zeitalter noch, von schriftstellerischer Wahrheit und Freimüthigkeit bis zur Verfolgung und zum Kerker oft nur ein kleiner Schritt. *)

Wenn

*) Der würdige Verfasser nahm wohl, da er kein Däne ist und nicht in Dännemark schrieb, bey dieser Aeußerung schwerlich auf das, jetzt fast allenthalben verdrängte, und nur in Dännemark noch seine Zuflucht findende himmlische Kleinod der unbeschränkten Preßfreyheit, einige Rücksicht. Eine bis jetzt noch nicht hinlängliche untersuchte, ob wohl höchstwichtige und der strengsten Untersuchung würdige Frage scheint mir diese zu seyn: ist nicht die Erfindung der Buchdruckerkunst, so lange sie nicht mit unbeschränktester Preßfreiheit verbunden ist, ein schädliches Hülfsmittel zur Verblendung, zum Betrug, und zur Bedrückung der guten Menschheit? Man

ver=

Wenn ich durch gegenwärtige Abhandlungen den reinen Zweck zur allgemeinen Vollkommenheit und Glückseligkeit des Menschengeschlechtes das Meinige beizutragen nicht ganz verfehlt habe; so habe ich erreicht, was das einzige Bestreben meines Herzens war. Sollte ich aber gar nicht dazu gelanget seyn: so ist es wenigstens nicht aus Gebrechen meines Herzens, sondern aus unzureichender Fähigkeit und Ausbildung meines Geistes geschehen. Ich würde in diesem Fall bei dem klügern und edeldenkendern Leser um gütige Nachsicht bitten.

Selten

vergesse nicht bey Beantwortung dieser Frage in Anschlag zu bringen, was gewisse Manifeste, was schmeichlerische und heishungrige Schriftsteller, was ein wiener Hofmann, ein Schirach und Konsorten über den Theil von Menschen, der sie noch lesen mag, vermögen würden, gäbe es nicht hin und wieder noch brave und biedere Männer, die so manchen nichtswürdigen und unverantwortlichen Aeußerungen der letztern gehörig zu begegnen wüßten.

Anmerkung d. Herausgebers.

Selten oder nie werden auffallende Begebenheiten in unserer Welt mit gehörigem Kaltsinn unternommen und beurtheilt. Der männliche philosophische Geist scheint aber besonders zu unsern Zeiten, wo die Nerven sind schwächer, fühlender und reizbarer geworden, aus unsern Handlungen und Urtheilen ziemlich verbannet zu seyn. Alles brauset dermahlen: alles handelt und urtheilet in konvulsivischer Hitze. Die Nachwelt wird die jetzigen Begebenheiten mit weniger Parteiligkeit, Eigennutz und Passion zergliedern, und in allem die klügeste Mittelstraße treffen. So urtheilen wir nun freilich auch anders von Croisaden, und Reformazionskriegen, als es unsere Vorfahren thaten. Aber eben auch die Nachwelt wird einstimmig bekennen, daß die Krone Dännemark bey der jetzigen Krisis ein seltenes Beyspiel von Klugheit, Mäßigung und Billigkeit für andere Höfe und für die Zukunft gegeben hat. Hier wurde allgemeinere Preßfreiheit gestattet, da manche andere bereits allen Buchhandel, Lesen und Schreiben hätten vertilgen mögen. Hier wies

man bisher alle Anmuthungen zur Theilnahme am fürchterlichsten aller Kriege, die die Geschichte kennt, mit Weisheit ab, während dem andere, größere und kleinere, Staatenbeherrscher, eine Ehre darinnen suchten, das unglückliche Frankreich bändigen, in Schutt und Asche verwandeln zu helfen. Hier bemühete man sich und begonn den Druck der Bauern zu erleichtern, da man in andern Ländern auf Erfindungen sann neue Sklavenketten anzulegen. Hier suchte man dem unmenschlichen Sklavenhandel mit wilden und fremden Völkern ein immerwährendes Ende zu machen, während dem mancher Landesvater sich es nicht schämte, neue Subsidientraktaten zu schliessen, und seine Landeskinder, gleich dem Viehe, an andere Potentaten zu verkaufen, und sie ihm Heerdeweis zutreiben zu lassen. Die Feder dessen, der dieses schreibt, entehrte den, der sie führt, noch nie durch irgend eine Schmeichelei gegen Fürsten oder Völker. Aber mit Ueberzeugung und Freudegefühl läßt er sie schreiben: Heil dem Lande, wo von Seiten des

Volkes keine rasende Unbändigkeit die Ruhe stören, und von Seiten der Regierung durch Weisheit und Duldung die Geisteskräfte und Rechte des Menschengeschlechts in ihrem Werthe erhalten werden! Heil einem solchen Volke, Heil seinem Regenten, und Heil seinem Ministerium!!!

im Apr. 1793.

Der Verfasser.

Inhalt.

Inhalt.

Vom Militairstande . . S. 1
Vom Corps diplomatique . 35
Von geistlichen Reichsfürsten . 57
Von der Revolution in Frankreich und dem daher entstandenen Kriege 91
Von Oesterreich . . 123
Von der Residenzstadt Wien . 128
Anlage und Cultur der Köpfe . 149
Von der hohen Noblesse in Wien . 163
Von Gebrechen des Gouvernements . 187

Vom Militärstande.

Es ist eine gewisse Zeit her fast allenthalben Sitte geworden, daß wir sowohl aus den Kabinetten der Grossen, als von den öffentlichen Redestühlen, und in den meisten Brochüren des literarischen Hanhagels beynahe nichts als drohende und dürftige Deklamationen über den einreißenden Freiheitsschwindel zu vernehmen haben. Ihr allgemeines Bestreben gehet heutiges Tages fast blos dahin, um unser Vermögen selbst zu decken, und selbst richtige Erwägung anzustellen, täuschend zu überraschen, allen kräftigen Widerstand bey despotischen Bedrückungen zu entnerven, und ganz aus menschlicher Seele zu drängen.

Ich liebe mit redlichem Herzen jede ruhige Staatsverfassung, und hege keinesweges die Absicht, die Partei der erhizten Freiheitsprediger zur Vertheidigung zu übernehmen. Erfahrung, oft sehr bitter empfundene Erfahrung, hat es geleh-

ret, daß es für unsere Ruhe und Glückseligkeit gemeiniglich am heilsamsten ist, sich in das Joch zu fügen, welches nicht ohne außerordentliche Gewaltthätigkeit kann abgeschüttelt werden. Bloß das auf das höchste gekommene Uebel kann für mannhafte Entschlossenheit Entschuldigung gewähren.

Unterdessen wird doch niemand mit Grunde widersprechen können, daß der Hang und das Bestreben nach Freiheit in strengerem Sinne weit natürlicher, vernünftiger und menschlicher seyn, als der allverwüstende Hang zu Eroberungen, welcher von jeher so manche Kaiser und Könige hingerissen hat: weit edler, als der ungestümme Heldeneifer, oder die Wut, immer auf Unterjochung und Vertilgung des Menschengeschlechtes auszugehen.

Warum vereiniget man sich aber nicht allgemein gegen den unseligen Eroberungsschwindel, und gegen einen mörderischen Wahn, daß man durch Menschenwürgen sich Größe erwerben könne? Warum führet man nicht jeden Sieg, zu welchem man nicht offenbar zur Rettung des Vaterlandes gezwungen war, nicht weit lieber mit Unwillen und Verachtung in Zeitungen und Geschichtsbüchern an, als daß man aus Unmenschlichkeit oder krie-

kriechender Heuchelei so laut hierbey in die Lobes-posaunen zu stoßen pflegt? Warum bemühet man sich nicht, den Gekrönten zu beweisen, daß Erobe-rungsschwindel wirklich nichts anders, als wahre und schädlichste Raserei ist: und warum trägt nicht jeder redlich denkende Weltbürger sein Schärflein bey, sie zum Besten der Menschheit von dieser schon so vielmal epidemisch gewesenen Raserei zu heilen?

Wie ruhig und glücklich wäre die Hälfte von Europa geblieben, wenn alles dazu mitgewirket hätte, einen Doctor Willis herbeizuschaffen, welcher Ludwig den Vierzehnten von dem so gefährlichen Schwindel seines despotischen Stolzes, und seiner schrankenlosen Eroberungssucht hätte zu kuriren gewußt! Wie reich und mächtig könnte das auf einmal wie ein neu entdeckter Welttheil emporgekommene Rußland seyn! Wie groß hätte Catharinens Name bey einer besser beurtheilenden Nachwelt werden können: wenn sich nicht dieser unglückliche Königsschwindel Ihrer zu sehr bemeistert hätte! Heuchler rühmen dergleichen Unternehmungen der Gekrönten, und kein rechtschaffener Mann mochte oder durfte es wagen, sie zu überzeugen, daß Kriege, welche aus Stolz der Beherrscher angefangen worden, sich allezeit mit dem Unglücke des Volkes endigen.

Es geschiehet zum größten Nachtheile des Menschengeschlechtes, daß fast alle Eroberer noch bey ihren Lebzeiten von feilen, hungerigen oder menschenfreundlichen Dichtern besungen, von kurzsichtigen Zeitgenossen bewundert werden. Sie selbst sind schwach genug auf heuchlerisches Lob ihrer Unterthanen oder Zeitgenossen stolz zu seyn.

Unglückliche! Niemand lobet euch, und niemand kann euch loben, als jener, welcher euch fürchtet, oder etwas von euch zu erwarten hat! Niemand bewundert euch, als schwache Köpfe, welche sich durch falschen Wahn hinreißen lassen, und deren Bewunderung für klügere Regenten Beschämung wäre! Der bessere Theil der Menschen beklaget oder verachtet euch: Tausend Unglückliche jammern unterdessen, und verfluchen euch: und eine heller denkende Nachwelt gesellet euch in die Reihe jener, denen Ihr in euren Handlungen, in Rücksicht auf das Menschengeschlecht, am nächsten kommet. Regner est un bienfait; conquerir est un crime. Der schweizerische Seneca Major Weiß saget: On l'a repeté souvent; un coquerant, qui, sans autres vues, que celles de sa gloire, repand la desolation, le meurtre & le brigandage, fait simplement en grand, ce oue Cartouche faisoit en petit; & l'oin, que

cette

cette grandeur dût nous inspirer de l'admiration, elle devroit plutôt étendre notre mepris proportionellement au tort fait à l'humanité. Wie mancher bewunderte Gekrönter wird also bey einer vollkommeneren Nachwelt neben Cartouche paradiren müssen!

Was ist nun Krieg? Was ist Soldatenstand?

"Es ist ein seltsames Recht, sagt ein Philosoph, um jenes, welches ein Mensch einem andern giebt, hinzugehen, und Menschen zu erwürgen, die er nicht kennet, welche er nie gesehen hat, und die ihm nie etwas zu Leide thaten: oft ohne von allem dem die Ursache zu wissen, und was noch schlimmer ist, manchmal zu wissen, daß es um die ungerechteste Sache geschieht."

Männer, welche sich von ihrem Beherrscher zu solchem Geschäffte müssen gebrauchen lassen, oder welche von irgend jemand dazu gedungen werden, machen das aus, was wir unter Armeen oder überhaupt unter Militaire zu verstehen haben. Einer klügeren Nachwelt (wenn je eine klügere Nachwelt existiren sollte!) wird es unbegreiflich scheinen, daß deutsche Fürsten, welche selber ansehnliche Fürstenthümer zu beherrschen hatten, ihr Land und Volk der Willkühr ihrer Räthe übergaben, und sich von einem andern Fürsten oder Kö-

nige das Recht ertheilen ließen, Menschen zu würgen, die sie nicht kannten, nie gesehen hatten, und die ihnen nie ein Leid zugefüget hatten, wenn es auch gleich um die ungerechteste Sache geschah. Das ist, man wird es nicht begreifen, daß Heldenschwindel regierende Fürsten verleitete, mit Gefahr ihres Lebens, und zum Nachtheile ihres eigenen Landes sich zu der Armee eines fremden Kriegers als Miethlinge zu begeben. *)

Unter Ludwig XIV, wo soviel zur Verfeinerung und zum Ruine der Staaten und des Menschengeschlechts geschehen ist, wurde erst die Kriegskunst und das ganze Soldatenwesen zu jener Form und Disciplin gebracht, wie wir es noch heutiges Tages sehen. Die Regimenter bekamen ordentlichere Abtheilungen und Uniformen: die Bajonetten wurden erfunden: die Kunst zu belagern, zu befestigen, Menschen zu tödten und Länder in Verwüstung und Brand zu setzen, ist alsdenn zu ihrer höchsten Stufe gekommen.

Ludwig

*) In Teutschland giebt es Fürstenhäuser, wo man die Prinzen zu künftigen Offizieren bey fremden Armeen gleichsam fabrikenmäßig verfertiget, und überliefert.

Ludwig XIV. war der erste unter europäischen Mächten, welcher sein Militaire auf eine ungeheure Anzahl vermehrte. Er hatte es über viermal hundert tausend Mann gebracht. Sein übermüthiger Stolz und Eroberungsgeist verbreitete allenthalben Schrecken, und in seinen eigenen Staate ein unbeschreibliches Elend. Jeder andere Staat suchte nun auch die Zahl seines Militärs so hoch zu treiben, als es nur immer möglich war. In neueren Zeiten machte Preussens Militärgeist es wieder nöthig, das Soldatenwesen in jedem Lande auf das höchste zu spannen, so daß es dermal beynahe als eine allgemeine Nothwendigkeit betrachtet wird: und kaum erbet oder erobert ein Fürst irgend einen Strich Landes, so wird alsbald berechnet, wieviel man nun Soldaten mehr halten könne. Traurige Vortheile!

Voltaire, der Lobprediger von Ludwig XIV, war immer Heuchler, sobald es nur irgend den Hof betraf. Es ist aber vielleicht hier eine ältere Schilderung Ludwigs von einem Ausländer nicht ganz unrecht angebracht. "Er hat, heißt es bey Gordon in Tacitus Werken, eine unumschränkte Gewalt ausgeübet, obschon er weder eine große Seele, noch ein mit seinem Ehrgeize verhältnißmäßiges Genie besas. Er hatte eine ge-

wisse Härte, welche von seinen Schmeichlern Festigkeit und Beharrlichkeit geheissen wurde, welche aber bey ihm bloß von Hochmut und Widerspenstigkeit gerühret ist; Eigenschaften, welche man bey den schwächsten Weibern findet! In der Religion war er scheinheilig, in der Staatskunst falsch, argwöhnisch, und schüchtern. In seiner Regierung stolz und tyrannisch. Sclave von seinen Maitressen, Kreatur seiner Beichtväter, Dupe seiner Minister, grausame Geißel für seine Nachbarn, und noch grausamere Geißel für seine Unterthanen, passionnirt für den Krieg, ohne die gehörigen Talenten eines Kriegers zu haben, unversöhnlicher Feind, meyneidiger Alliirte. Ohne ein glänzendes Verdienst zu haben, hat er Europa in Flamme gesetzet."

Die bey dem Militärstande eingeführte Pedanterie und Charlatanerie ist endlich zu einer Art von Lux, zu einem Spielwerk der Prinzen, oder zu einer theatralischen Vorstellung geworden, womit sich Fürsten und Könige zu belustigen suchen. Man giebt sich Mühe die schönsten Leute im Lande auszuheben, sie durch Kleidung, Eleganz, Uebung und Stellung für das Aug so auffallend, als möglich zu machen. Glänzende Wachtparaden, täuschende Feldlager und Manöver versammelter

Truppen werden gleichsam als Theatervorstellungen aufgeführet.

Es werden zur Unterhaltung solcher Armeen ungeheure Summen erfordert: und bey den geringsten Kriegszurüstungen fängt gemeiniglich schon jeder Staat sein Geschäffte mit Schulden oder Kriegssteuer an. Ueberhaupt sind schon in jedem Reiche die Abgaben ungemein vervielfältiget und erhöhet: Alles ist überspannet worden, bloß, um so viel aufzutreiben als zur Erhaltung des übertriebenen Militärstandes erfordert wird. Fast alles, was sonst die Großen zum Aufkommen der Künste, Wissenschaften, des Handels, der Verbesserung und Verschönerung des Landes, zum Glanze des Hofes und zu eigenen Vergnügungen verwenden konnten, wird heutiges Tages bloß durch die allzugroßen Auslagen für das Militär verschlungen.

Mord und Brand, Consumption und Verwüstung, sind aber noch nicht das Aergste, was durch die übertriebene Menge der Kriegsheere in der besten Welt entsteht. Selbst der Menschheit, der Größe, Stärke, Schönheit und Vollkommenheit des Menschengeschlechts wird durch eine unsinnige Vermehrung des Soldatenstandes der größte Nachtheil zugefüget: ein Nachtheil für

unsere Nachkommenschaft, welchen die egoistischen Souveränen nicht berechnen, und nie verantworten können. Die schönsten, größten, stärksten Mannsleute im Lande werden zu Soldaten weggenommen. Sehr wenige davon bekommen Erlaubniß zu heyrathen, und sind Armutswegen auch nicht im Stande, eine Frau und Kinder zu erhalten. Bey Kriegszeiten werden die meisten davon im Felde durch Krankheiten und Todtschlag aufgerieben. Die wenigen Soldaten, welche heyrathen, müssen meistens ihre Kinder aus Mangel hinreichenden Lebensunterhaltes verkrüppeln lassen. Es sind also die schönsten und ungesundesten Leute im Staate für die Fortpflanzung des Menschengeschlechts verloren. Die kleineren, krüppeligen, schwächeren, ungesunderen Mannsleute sollen nun zu Hause heyrathen, das Feld bauen, und die Welt vermehren. Auch was aus solchen Ehen noch gesund und stark zur Welt kam, und nicht zum Soldatenstande genommen wurde, ist in katolischen Ländern, als die Mönchsseuche noch weit allgemeiner war, meistens noch in die Mönchsklöster zu päbstlichen Sanscülotten angeworben worden.

Was wird nun am Ende, wenn niemand solchem Unheil steuren will, aus der beständigen

Ent=

Entziehung und Vertilgung der schöneren Menschenkinder in der Zukunft für ein Menschengeschlecht entstehen können? Wird nicht von Jahrhundert zu Jahrhunderten ein merklich schlechterer Wuchs zum Vorscheine kommen? Allein das einmal ausgeartete Menschengeschlecht wird sich nie wieder ganz erholen. Auch die stolzen Armeen werden von Zeit zu Zeit mit kleineren, schwächeren, armseligeren Menschen vorlieb nehmen müssen. Die ganze Welt muß endlich ein Lilliput werden.

Großen der Erde! übersehet ihr das Unheil, welches ihr durch eure Militärraserei einer späteren Zukunft vorbereitet? Und wer gab euch Recht und Gewalt hierzu? Seyd ihr deswegen Beherrscher geworden, um das von Gott geschaffene Menschengeschlecht nach und nach zur gänzlichen Ausartung und Unvollkommenheit zu bringen?

Bloß in dem anhaltenden Soldatenschwindel mag der Grund liegen, warum nach dem Zeugnisse so vieler noch lebenden ältern Männern die des Krieges nie satte rußische Nation schon bey Mannsgedenken so ungemein ausgeartet ist, so daß Männer, welche dermal die größten unter den Truppen sind, vor vierzig oder funfzig Jahren kaum zur Mittelgattung gehöret hätten. Man

kann

kann zuverläßig annehmen, daß bloß unter Catharinens Regierung mehr als zwey Millionen vielleicht bis drey Millionen Rekruten sind ausgehoben und aufgeopfert worden. Hauptsächlich von den Zeiten Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. mag es herkommen, daß dermal durch vorhergegangenen ewigen Kriegsschwindel, nebst druckender Armut, sich jedermann über das verkrüppelte Frankenvolk entsetzet. Eben so von dem anhaltenden Soldatenschwindel rühret es auch in Teutschlande, daß man von einem Mannsalter her einen Mangel an großen Menschen spühret, und daß wir überhaupt nicht mehr mit unsern Vorfahren zu vergleichen sind.

Man wende nicht ein, daß der Schaden für die Menschheit durch Soldatenhurerei auf einer andern Seite wieder ersetzet werde. Es war Unsinn, verächtlichste Hofheuchelei, wenn ein französischer Minister seinem an Täuschung gewöhnten Könige bey dem Verlust von zwanzigtausend Mann in einem mörderischen Treffen zum Troste sagte: "in einer einzigen glücklichen Nacht in Paris ist dieser Schade wieder ersetzet." Nicht so häufige Weiber und Mädchen geben sich den Soldaten preis: und jeder flüchtige, unordentliche, oder übertriebene Beyschlaf wird selten Früchte bringen.

Es wird also hierdurch sehr wenig zur Bevölkerung, noch weniger zu einer Fortpflanzung großer kräftiger Menschen beygetragen. Im Kriege werden ohnehin die meisten Soldaten in der Blüthe ihrer Jahre durch Schwerd oder Krankheit weggeraffet. Soldatenausschweifungen sind im Gegentheile das wahre Mittel, die venerische Seuche zum größten Nachtheil des Menschengeschlechtes, auch unter das Landvolk zu verbreiten, wovon man allenthalben sich durch klägliche Erfahrungen überzeugen kann.

Also bloß in Rücksicht auf die Nachtheile für die Menschenrace sollte alles sich vereinigen, allenthalben das übertriebene Soldatenwesen, den Eroberungsschwindel, und alle Kriegswut zu verdrängen. Man sollte das Militaire vermindern, und es zum Besten der Menschheit in eine ganz andere Verfassung bringen. Man könnte ja eine militärische Menschenclasse unterhalten, sie in solchen Stand setzen, daß sie sich und ihre Kinder bloß zu dem Stande der Krieger widmete.

Noch ein nicht zu berechnender Nachtheil für das künftige Menschengeschlecht wird bey dem schändlichen Kriegführen dadurch zugefüget, daß im Kriege allen Waldungen ein unersetzlicher Schaden geschieht. Jeder vernünftige Mann sieht es

ein, daß bey vermehrter Bevölkerung und überhand genommenem Lux der Holzmangel bereits allgemein wird, und zwar so, daß vielleicht bloß aus Holzmangel unsere Nachkommenschaft endlich genöthiget werden kann, ihre fruchtbarsten Gegenden verlassen, und durch neue Völkerwanderungen fremde Welttheile aufzusuchen, wo sie Holz zum brennen findet. Wo wird aber verschwenderischer und verwüstender mit Holz umgegangen, als zur Kriegeszeit, wo des ewigen Pallisadenmachens, Wegeverrammelns, Wälderumhauens kein Ende wird?

Wenn man die Gräuel erwäget, welche vom fünften Jahrhunderte her, zur Zeit des Schwindels der fast allgemeinen Völkerwanderung, beynahe die halbe Welt in Zerrüttung und Flamme setzeten: wenn man betrachtet, wie das Menschengeschlecht durch Religionsschwindel und daher rührende Verwüstungen, durch barbarische Türkenkriege, durch den Bauernkrieg, durch den dreißigjährigen Krieg, durch französische Kriege, den siebenjährigen, und den letzten unklugen Türkenkrieg, auf europäischen Boden ist bedränget und gemordet worden: wenn man dabey überleget, wie äußerst selten selbst der Eroberer bey allem Blutvergießen Vortheile zieht: so beweiset es klar, welche geringe Rolle noch bis zu unseren

Zeiten die gesunde Vernunft, und eigentliche Menschenliebe auf unserer Erde gespielet haben. Man sollte glauben, daß es das traurige Loos der Menschheit seye, daß ihre Führer nie recht zur wahren Klugheit kommen: oder daß diese selber nie in Bestimmung ihrer Staatsmänner oder Rathgeber eine glückliche Auswahl treffen können. Es ist wirklich kaum zu begreifen, warum nicht nach so vielen und beständig unglücklichen Erfahrungen alle Souveränen mit möglichen Kräften an beständigem Frieden arbeiten mögen, und warum sie nicht auf alle Wege jedem Kriege zuvorzukommen oder auszuweichen suchen sollten! Es giebt honette Gesellschaften im bürgerlichen Leben, wo man einstimmig jeden Stänker, welcher andere ehrbare Mitglieder einer Gesellschaft in ihrer Ruhe stören will, alsbald zur Thüre hinaus wirft. Sollten nicht auch honette und uneigennützige Bündnisse gekrönter Häupter, oder mächtiger Staaten, zu ähnlichem Zwecke möglich seyn?

Möchten doch die Beherrscher der Erde einmal anfangen, die Stimme der Natur und der gekränkten Menschheit zu hören! Möchten sie doch aufhören, das militärische Puppenspiel als das wichtigste ihrer Geschäffte anzusehen! Möchten sie doch grundlosen Stolz, unsinnige Habsucht, und

zwecklosen Heldeneifer als die schädlichsten Regentenlaster erkennen und verabscheuen! Alle können und müssen es endlich einsehen, daß die Verfassung Europens dermal so beschaffen ist, daß man keinem mehr große Eroberungen zukommen läßt. Auch die glänzendesten Siegesvortheile sind selten eines Krieges wehrt, und werden gemeiniglich dem Sieger noch zum Nachtheile fallen. Man hat nicht unschicklich das Kriegführen dem Kartenspiele verglichen, wobey am Ende niemand gewinnet, als jene, welche die Lichter und Karten hergeben. Noch eine gekaufte oder erfochtene Eroberung einer Crimme für Rußland, und das Reich ist ganz ruiniret! Was hat wohl das ohne Krieg eroberte Gallizien an Oesterreich noch für Vortheile gebracht? Was kostet das Bannat? Was haben endlich den Seemächten die meisten in anderen Welttheilen eroberten Länder und angelegten Colonien genützet? Sie haben Inseln erobert, und ihre eigenen Länder an Geld und Menschen ärmer gemacht. Das Volk ist dadurch nicht im geringsten erleichtert oder glücklicher geworden. Ist wohl Spanien selbst durch Peru's Goldgruben mächtiger und glücklicher geworden?

Soll es noch bey gesitteten Völkern rühmlich seyn, wenn Könige, den Flibustiers ähnlich, mit

ihren Heeren herumirren, um allenthalben morden, sengen, und verwüsten zu können! dergleichen Scenen hätten bey hellerer Denkungsart gesitteter Menschen wenigstens mit dem siebenjährigen Kriege ihr völliges Ende erreichet haben sollen.

"Es ist schon sehr viel zum Lobe eines Regenten gesagt, habe ich einstens aus dem Munde eines großen Philosophen und Staatsmannes gehöret, wenn er kein Freund vom Militaire ist." Es war hier freilich die Frage nicht von jenen Fürsten, welche aus purer Indolenz oder Schwelgerei eben so wenig um ihr Soldatenwesen, als um ihr Volk bekümmert sind. Warum sind aber so wenige solcher Fürsten und Könige, welche aus Gründen und Menschengefühl keine Freunde des Militäres sind, und selbiges bloß als ein dermal nöthiges Uebel betrachten? Mein Philosoph würde vielleicht antworten: weil es äußerst selten wahrhaft große Fürsten giebt. Kriegs-Minister und Generäle, welche zur Kriegeszeit ihre größten Rollen spielen, hetzen unterdessen fleißig an dem schwachen Könige, daß er sein Militär vermehret, und Ursache zum Kriege suchet: und von Lieferanten und den herkömmlichen Betrügern, den Commissärs; werden wieder die Minister und Generäle gehetzet, und bestochen. Daher ist es so

türlich, daß Soldatenschwindel und Eroberungs- sucht bey eingeschränkten Köpfen sich noch immer fort erhalten müssen.

Man kann das Volk eines Staates ungefähr mit einem starken Pferde vergleichen. Wer würde dem Pferde den Zaum in den Mund zu bringen vermögend seyn, wenn das Pferd seine Kräfte kennete, und sich nicht von einem schwächeren Geschöpfe täuschen ließ? Wer würde Krieger auf die Schlachtbank führen können, wenn das Volk seinem Beherrscher einstimmig erklärete: Wir wollen keinen Krieg? Ueberhaupt, wenn einstens das ganze Volk, oder bloß die guten Köpfe einer Nation sich redlich vereinigen wollten, würden die Souveräne eine sehr geringe Rolle spielen müssen. Das Volk würde sich nicht nach Willkühr seines Souveränes zur Sclaverei erniedrigen lassen: die guten Köpfe oder Philosophen würden die Meynungen des Volkes leiten. Die sogenannten Souveränen würden sich also nach dem Willen von beyden zu richten haben, oder sie würden aufhören, Souveräne zu seyn. Wie würden wohl die gekrönten Don Quixotte ihren Heldeneifer haben auslassen können, wenn das Volk einstimmig gegen jeden Krieg, welcher nicht zur Vertheidigung des Vaterlandes erforderlich war, protestiret

stiret hätte? Ein kleines, wiewohl nicht mit gehöriger Klugheit und Bescheidenheit aufgestelltes Beyspiel dieser Volkskraft, hat sich zu unseren Zeiten in Frankreich ereignet.

Voltaire, da er vom Militaire spricht, sagt: "Niemand von der großen Zahl dieser unwissenden Menschen, welche ihr Leben so wohlfeil erkaufen, weis, daß er, in Betracht daß die baare Münze geringer am Wehrte, oder im Preise erhöhet ist, und daß alle Lebensmitteln doppelt und dreyfach theuerer sind, er ungefehr dermal zwey Drittel weniger erhält, als die Soldaten, welche unter Heinrich dem Vierten dieneten. Wenn der heutige Soldat es wüste, und wenn er einen um zwey Drittel erhöheten Sold verlangete: so wäre man wohl gezwungen, ihm selbigen zu geben. Hieraus würde dann folgen, daß jede Macht Europens zwey Drittel weniger Truppen halten müßte, wobey sich doch die Kräfte jeder Macht das nämliche Gleichgewicht halten würden. Der Ackerbau und die Manufakturen würden den Nutzen davon haben."

Und für die Fortpflanzung eines tüchtigen Menschengeschlechtes, setze ich hinzu, würde nicht so unverantwortlicher Nachtheil erfolgen. Würden nun einige große Mächte selber diese Einrichtung treffen: so wären ihre Nachbaren bald genöthiget,

das nämliche zu thun. Die Soldaten werden dorthin laufen, wo sie um zwey Drittel besser bezahlet werden. Eine dritte Macht müßte also das nämliche bezahlen, oder sie würde wenige Soldaten behalten. Würde eine kernhafte Armee einstimmig von ihren Herrn die Erhöhung des Soldes zu verlangen: so wäre er wohl in die Verlegenheit gesetzet, seine Soldaten sämtlich zu entlassen, wenn sie entlassen seyn wollten; oder er müßte durch Solderhöhung ihren Willen erfüllen. Die Armeen anderer Mächte würden ohne Zweifel einem so mannhaften Beyspiele folgen; die Nothwendigkeit würde hieraus entstehen, das Militär im Verhältnisse in der Anzahl geringer zu setzen, und die Menschheit würde unendlich gewinnen dabey. Sollten es die unruhigen Franken dahin bringen, ihrem Reiche eine feste Constitution zu geben, und ihr Militär auf den Fuß zu setzen, wie der Vorschlag war, und wie sie bereits den Anfang gemacht haben: so dürfte dieser Zeitpunkt vielleicht nicht mehr so weit entfernt seyn.

Jeder Staat hat sich des armseligen Finanzmittels bedienet, die Münzen weit geringer an Wehrte und Gewichte zu machen, als sie in älteren Zeiten waren. Ihr Preis ist unterdessen dennoch erhöhet worden. In jedem Staate sind seit

funfzig

funfzig Jahren die Lebensmittel, und so im Verhältnisse alle übrigen Bedürfnisse, mehr als zweymal so theuer geworden, als sie es zu jener Zeit gewesen sind. In jedem Staate dient also der Soldat um so viel geringer, als er in älteren Zeiten gedienet hat. Hierbey wird er noch durch Haarpuder, Schuhwachs, durch Kreide für Ausputzen weißer Riemen oder Uniform, und durch andere Kleinigkeiten, mehr als vormals, in Unkosten gesetzet. Er muß die Zeit mit vielfältigem Exerzieren, militärischen Harlekinaden, und Wachestehen verbringen, so daß er selten etwas nebenher durch Fleiß und Arbeit verdienen kann. Kurz ein heutiger Soldat ist mehr als zweymal ärmer, als es einer vor funfzig Jahren war.

Wenn man in das stolze Berlin kömmt, und an den Thoren, auch in der Stadt, besonders aber in kleinen Garnisonsstädten hier und dort von einem Soldaten angebettelt wird: wenn man noch sehr auf seiner Hut seyn muß, von ihnen nicht bestohlen zu werden: so weiß ich nicht, welchen edlen Eindruck man noch von einem so hungerigen Militäre bekommen soll?

Die Römer hielten keinen Sclaven würdig, unter ihren Armeen zu dienen. Heutiges Tages stellet man Armeen von Sclaven hin, und behan-

delt die übrigen als Sclaven, wenn sie keine sind. Denn durch die schärfeste Disziplin und Sclavengeist weis man die Armeen zu Maschinen zu machen, welche allenthalben als feste Mauren durchdringen müssen. Eigentliche Tapferkeit findet beym gemeinen Soldaten fast gar nicht mehr Platz, wozu auch die Erfindung des Schießpulvers das meiste beygetragen hat. Auch das Würgen unseres heutigen Militäres ist Maschinenarbeit. Einzelne Thaten der gerühmeten Scharfschützen sind Meuchelmord. *)

Es gereichet den Franzmännern zur Ehre, daß sie sich nie, wie Sclaven, mit Stockschlägen wollten behandeln lassen. Tapferkeit, Ehre und Rechtschaffenheit, lassen sich nicht mit dem Stocke einprügeln. Prügel auf den Hintern, die man einem

*) Es mag unterdessen doch auch das Soldatenausheben vielen römischen Müttern eben so wenig Freude verursachet haben, als es unseren deutschen Weibern bringt. Sie schnitten vielmal ihren Knäbchen den Daumen ab, um sie vom Soldatenausheben frey zu machen. Es soll daher Poltron von Pollex truncatus (verstümmelter Daume) seinen Ursprung haben. Er hat sich den Daumen abschneiden lassen, um nicht Soldat zu werden, war also eben so viel, als er ist ein Poltron, ein Feiger.

einem Manne giebt, müssen äußerst boshaft, niederträchtig und verächtlich machen.

Um einem französischen Grenadir das unmäßige Saufen abzugewöhnen, ertheilte der französische Feldherr bey Mahon den Befehl: "der Grenadier, welcher sich noch einmal besäuft, soll durchaus die Ehre nicht haben, zu dem vorseyenden Sturme zu kommen." Die Wirkung war augenblicklich: der größte Säufer betrug sich von der Stunde an nüchtern und ordentlich. "Britten! rief ein englischer General zu seinen vor einer aus Franzosen und Spaniern vereinigten Armee weichenden Truppen: "Ihr, die ihr alle Tage Rostbeef esset und Porter trinket! wollet ihr vor Feinden fliehen, welche von nichts als Orangen und Bouillon leben?" und die Britten siegeten. Cäsar hatte es mit Pompejus zu thun, war auf dem Punkte die Schlacht zu verlieren, und wollte sich selber das Leben nehmen. "Wenn ihr euch nicht schämet' schrie er seinen Leuten zu, mich zu verlassen, und diesem Packvolke euch zu übergeben: so wird dieser Tag der letzte meines Lebens seyn, der letzte eurer Ehre und Soldatenpflichten." Und Cäsar siegete.

Würden wohl ähnliche auf edleren Ehrgeiz gegründete Ermunterungen bey dem geprügelten Teutschen den nämlichen wirksamen Eindruck ha-

ben machen können? Menschen, welche in einer beständigen Niedrigkeit und Sclaverei gehalten werden, können selten zu etwas Gutem gebrauchet werden, als just durch Zwang, Furcht, und Stupidität.

Cato sagte: "es ist nicht hinreichend, daß der Soldat unerschrocken sey, sondern er muß auch ehrlicher Mann seyn." Sans peur & sans reproche, ist Bayerds Devise gewesen.

Wer wird aber edle Herzhaftigkeit und Ehrlichkeit bey sclavischer Behandlung unter steifgeprügelten Soldaten erwarten?

Die militärische Disziplin ist freylich auch noch ein Punkt, der einer besondern Erwähnung verdient.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Stärke der heutigen Armeen meistens in der Strenge ihrer Disziplin bestehet, besonders da man nicht mehr aus Patriotismus und edler Tapferkeit zu den Waffen greift. Allerdings muß Subordination und genaueste Erfüllung jedes Befehles nöthig werden, wenn mit einer vereinigten Masse von Menschen etwas zweckmäßiges ausgerichtet werden soll. Würde aber einstens der wilde Eroberungsschwindel vertilget seyn, und bey aufgeklärten Menschen wieder Vaterlandsliebe, wahre Theil-

nahme

nahme am gemeinschaftlichsten Interesse, und vernünftiger Heldenmut allgemeiner werden: so würde wohl eben so jedes Individuum die fürs allgemeine Beste gegebenen Befehle aus Ueberzeugung, Ehrliebe, und Eifer für das Vaterland erfüllen: man würde sich aus Liebe zur Ordnung freywillig und nicht aus sclavischer Furcht, der härtesten Disziplin unter Führung eines rechtschaffenen Vorgesetzten unterwerfen. Man hat ähnliche Beyspiele bey Republiken gesehen, wenn es um Rettung der Freyheit zu thun war. Auch die fränkischen Freywilligen ließen sich bloß aus Patriotismus die strengste Disziplin gefallen, und sahen mit Bescheidenheit manche ihrer Cammeraden oft wegen eines geringen Verbrechens erschießen.

Valerius Maximus erzählete uns viele Anekdötchen von der römischen Disziplin, wodurch das Militär in seiner Kraft erhalten, oder wenn es ausgeartet war, wieder hergestellet wurde. Cornelius Scipio, Carthagens Vertilger, kam als Consul noch Spanien, um die Einwohner von Numantia (Puente garay), welche Freyheitsgeist äußerten, zu bezämen. Er jug zuerst die Marketenter mit zwey tausend Huren aus dem Lager, wodurch dann seine Armee härter, und so tapfer wurde, daß sie Schloß und Stadt in Asche legete;

Denn die hochgepriesene römische Tapferkeit war im Grunde nichts, als sinnlose Barbarey, wovon man noch in Italien, Sizilien, Griechenland, Egypten, und allenthalben Spuren findet.

Metellus bemerkte, daß seine Soldaten in Afrika durch die Nachsicht des Albinus waren weichlich geworden. Er jug die Marketenter aus dem Lager, verboth warme Speisen zu verkaufen, und Bedienten oder Stallknechte zu halten, ließ oft das Lager ändern, und Uebungen machen, als wenn Feinde vorhanden wären, und machte siegreiche Truppen aus ihnen.

Man war so stolz auf Strenge der Disziplin, daß auch die nächsten Blutsverwandten nicht verschonet wurden. Rupilius in Sizilien verwies seinen Tochtermann Q. Fabius des Landes, weil er durch Nachläßigkeit ein Schloß verloren hatte. Cotta ließ seinem Vetter Spießruthen geben, und erniedrigte ihn zum gemeinen Soldaten. Fulvius Flaccus verstieß seinen Bruder wegen einer Insubordination aus dem Senate. Andere ließen gar ihren nächsten Verwandten den Kopf abschlagen. Ausreißer, welche wieder in Gefangenschaft geriethen, wurden gehenket, geköpfet, den Elephanten unter die Füße geworfen, von wilden Thieren zerrissen. So barbarisch wurde gegen

Fehler der Subordination, und gegen Uebergänger verfahren! Und solche Pedanterien, Ostentationen, unmenschliche Grausamkeiten, wurden verbesserte Disziplin geheißen; sie wurden gerühmet, weil sie von Römern geschahen, welche man, obschon ihre Verfassung voller Gebrechen war, und sich auch nicht erhalten konnte, in allem nachzuahmen suchet.

Wenn ein Fürst Potemkin aus seinem Haven zu Bender Befehle ertheilet und Gebrauch von der Stupidität und dem Unsinne eines im Rausche handelnden Souworoffs machet, ihn fast ohne Kanonen, ohne nöthige Leitern und andere Zugehöre auf gut rußisch beordert, Ismail mit Sturme einzunehmen, es koste was es wolle, indem man weis, daß Souworoff, welcher als Frère und Compagnon mit seinen Soldaten lebt, von diesem stupiden Haufen alles Zutrauen hat: wenn nun auf unerhörte Art die Festung bestürmet wird, man endlich die Mauern übersteiget, in der Stadt noch mehrere Stunden auf Leichen kämpfet, und des Sieges ungewiß ist, bis endlich nach einem beyderseitigen Erwürgen von etwa dreißig tausend Menschen der Sieg sich, für die über die Hälfte geschmolzenen Stürmer entscheidet: so ruffen Unsinnige, bravo, bravo! das war ein

Meisterstück der militärischen Disziplin! Mich dünket aber, aus den Jahrbüchern sollte man die Gräueln solcher barbarischen Handlungen, solcher gewaltthätigen Festungseinnahmen auf ewig vertilgen, und den Namen des Wüterichs, der dazu den Befehl ertheilete, mit Schande und Verabscheuung brandmarken.

Man sieht hieraus, daß, je barbarischer und dem Viehe ähnlicher das Volk ist, woraus das Militäre gezogen wird, desto härtere und unmenschlichere Disziplin sich bey selbigem anbringen läßt. Je aufgeklärter, gefühlvoller und ehrbarer das Militaire ist, desto weniger ist barbarische Disziplin erforderlich.

Man hat seit gewissen Jahren in der Kleidung so viele glückliche und unglückliche Aenderungen gemacht, daß man fast am Ende etwas von einem weibischen Geiste bey den vornehmen Martissöhnen argwohnen könnte. Bey Anfang des siebenjährigen Krieges zeichneten sich die Preußen durch ganz kleine Hütchen, und ganz kurze dürftige Röckchen aus. Es mag hierbey Oekonomiegeist geherrschet haben. Aber nach dem Kriege wuchsen die Röcke: die Hüte wurden fast ungeheuer. Unter Friedrich Wilhelm hatte der Hut nur zwey gleiche Stülpen, und saß quer auf dem Kopfe, vorne mit

einem kleinen Schildchen, worauf die Anfangsbuchstaben des Königsnahmens waren. Der Hut machte kein Dreyeck mehr aus, wo vornen auf der Stirne die spitzigere Stülpe haftet. Diese Hutfläche über der Stirne gab wirklich den Soldaten eine Mine von Stupidität.

Charlatanerie war es, daß man im siebenjährigen Kriege aus den guten Teutschen endlich schwarze Husaren mit Todtenköpfen, Türken-Corps, Uhlanen und allerlei Masken gemacht, und aufgeführet hat.

Die Russen, mit welchen Potemkin sein Spielwerk trieb, schnitten die Zöpfe ab, ließen die kurzen Haare fliegen, bekamen ungarische Hosen, römische Casqven auf den Kopf, kurze Wammschen auf den Leib. Die Baiern haben es mit gewissen Verschiedenheiten nachgeahmet. Die Oesterreicher hatten schon angefangen, Casquen von einer anderen Art zu tragen, bekamen Röckchen, welche nicht Mannsrock nicht Wamms waren. Die Oesterreicher und andere Soldaten im Reiche haben die Seitenlocken weggeschnitten, ließen dagegen den Backenbart möglichst wachsen, welchen sie gepudert tragen. Einige Soldaten hängen den Säbel auf französische Manier über die Schultern: die anderen umgürten damit ihre Lenden: wieder

andere

andere tragen ihre Bajonette an der Seite, und gar keinen Säbel. Gott weis, was noch für Uniformen und andere Kleidungsstücke unter dem jetzigen und künftigen Militäre werden zum Vorscheine kommen! Einer Italiänerinn, welche in England war, gefiel nichts so wohl, als die Tracht der Bergschotten, kurze Weiberröckchen ohne Beinkleider. Die Dame gieng so oft es seyn konnte, zum Exerzieren, und stellte sich hinter die Fronte, wenn die Schotten das Gewehr niederlegen oder aufheben mußten. Sie hätte ihre ganze Armee als Bergschotten gekleidet, wenn sie Semiramis gewesen wäre.

Man kleide nun das arme Militär, wie es Mode oder Laune wollen! Soviel ist unterdessen doch gewiß, daß hundert Mann Soldaten in ordentlichen Mannsröcken für das Aug eben so viel Effekt machen, als zweyhundert andere mit ihren mageren Wammsen. Reuterei in Wammsen sieht gar zu jung und ärmlich aus, und hat nichts Imponirendes. Ueberhaupt fängt man an, beym heutigen Militäre so ziemlich das Hannswurstige zu lieben.

Sollte es einstens so hell über den Thronen werden, daß der leidige Eroberungsschwindel nicht mehr die Erbkrankheit der Gekrönten wäre: so

wird

wird man ohnehin vor allem darauf bedacht seyn, die übertriebene und unverhältnißmäßige Soldatenzahl zu vermindern. So sehr auch wieder, zur Schande unserer Zeiten, und zum Beweise, wie sehr es noch an überwiegendem Menschenverstande Mangel ist, seit Kurzem sich auf allen Seiten die Dummköpfe gegen alles, was Geist oder Aufklärung heißt, conföderiret haben: so wird doch der Fortgang einer allgemeineren Aufklärung oder des philosophischen Menschenverstandes sich nicht mehr verdrängen lassen. Könige werden aus Vorurtheile und falschem Wahne erwachen, und sich bloß das Allgemeine Beste, das Wohl der Menschheit zu Herzen nehmen. Das unnütze Kriegsgeräusch wird verächtlich und verabscheuet werden: die Soldatenzahl wird geringer werden. Es wird vielleicht die Infanterie, welche meistens für Festungen und Belagerungen nöthig wurde, am meisten vermindert, und der Rest der ältern Zwistigkeiten, oder jene, welche neuerlich vorfallen mögten, durch Reuterei mit dem Säbel in der Faust, nach alter Manier, kurz und gut entschieden werden, woferne nämlich durch gründliche Vorstellung und durch Vermittelung in irgend einem Falle nichts sollte auszurichten seyn.

Es ist ein falscher Wahn der Fürsten, wenn sie deswegen suchen, große und gute Armeen zu bilden, um desto sicherer ihren Despotismus auszuüben, und das gerechteste Mißvergnügen ihres Volkes alsbald ersticken zu können. Es ist ein gewaltthätiges Palliativ, welches früh oder spät mislingen wird. Der Ungrund dieses Wahnes wird sich desto häufiger zeigen, je mehr die Menschen über ihren Zustand nachzudenken, und zu überlegen anfangen, oder sobald ihr Druck sie ganz zur Verzweiflung bringt. Eigentlich müssen nur Tyrannen mit Armeen trotzen, und schwache Fürsten, welche ihr Volk aus Indolenz und Schwäche durch die subalternen Tyrannen des Landes, Adel und Clerus, Kanzler und Beamten, aufreiben lassen. Caligula hatte bey einem grausamen Herzen völlige Macht in seinem Reiche; er glaubte sich alles über andere Menschen erlaubt. Trajan, wenn er Offiziere machte, gab ihnen den Degen mit den unvergeßlichen Worten: Pro me: si merear, in me. Nehmet diesen Degen zu meinem Schutze: Verdiene ich es aber, so brauchet ihn wider mich. Aber Caligula ward verabscheuet und als Tyrann ermordet. Trajan war in seinem Leben geliebt, und nach dem Tode als Vater des Volkes beweinet.

Männer werden immer Trajan's Namen mit Ehrfurcht aussprechen: Held Alexander ist Lecktür für die Knaben.

Der Fürst zeige sich nur als Vater des Volkes: so wird das Volk seinen Vater lieben. Man zeige mir das Land, wo man aufrichtig mit dem Volke zu Werke gehet, wo man seine Klagen höret, und mit dem Volke über eine thunliche Abhelfung redlich zu Rathe geht: und ich werde das glückliche Land bestimmen, wo nie ein empörender Aufstand möglich ist.

Marc Antonin, wie Herodian erzählet, sagte kurz vor seinem Tode zu seinen Räthen: "nicht die großen Schätze, nicht die dicken Armeen, können die Person eines Fürsten sicheren, wenn er nicht die Zuneigung seines Volkes gewonnen hat. Nur jene können lang in Sicherheit herrschen, welche durch ihre Güte und Sanftmut sich wissen beliebt zu machen. Nicht jene, welche aus Zwang oder Bedürfniß dienen, sondern jene, welche freiwillig und gerne gehorchen, können als treue Unterthanen betrachtet werden. Es ist zuverläßig, daß ein Volk, welches nicht auf eine tyrannische und grausame Art mißhandelt wird, niemal seinem Souveränen den Gehorsam weigern wird." Warum werden nicht Marc Antonin, Trajan, und

ähnliche Väter der Menschheit, sondern meistens rasende Don Quixotte von Königen zur Nachahmung gewählet?

Es waren Ludwigs XVI eigene Armeen, welche die Macht des Königs oder die Ministertyrannei zerstören halfen. Mit der ausgesuchtesten und besten englischen Armee hat sich Cromwell England unterwürfig gemacht, und mit Roms bessern Truppen wußte Cäsar Rom in Sclaverei zu setzen. Galba und Vitellius wurden von ihren eigenen Soldaten ermordet. Man sieht hieraus, welche unsichere Stütze ein König oder Volk in seinen Armeen hat.

Man fange nur einmal an, das Militär besser zu bezahlen, ehrbarer zu behandeln, die Anzahl weit herunter zu setzen: so werden sich der Dinge sehr viele von selber geben. Man gebrauche das Militär bloß zum Schutze des Bürgers, und quäle ihn nicht immer mit militärischer Pedanterie, und unnöthigem Drucke, wie es bey Kriegesübungen gewöhnlich ist, und wie es Kriege erst unvermeidlich machen. Es sind Zeiten gewesen, wo die Menschen sich in Städten vereinigen und befestigen, oder in Schutz der Klöster begeben mußten, um nicht irrenden Horden, oder den Räubereien des Adels ausgesetzt zu seyn. Der

Aufenthalt auf dem Lande würde den Menschen natürlicher und weit heilsamer, als das dumpfige Stadtleben seyn. Zu unseren Zeiten, heißt es, hat der Staat Militaire, welches jedem Individuum Sicherheit des Seinigen gewähret. So heißet es, und doch kann noch kein ehrlicher Mann sich mit völliger Sicherheit auf dem Lande anbauen, und ist kaum in Städten und Festungen sicher, da der ewige Eroberungsschwindel immer Armeen von einem Lande ins andere treibet, wo man bey Durchmärschen, feindlichen Ueberfällen, u. d. g. so leicht allerhand Mißhandlungen und Plünderungen ausgesetzt ist.

Solche Früchte haben wir von der übertriebenen Soldatenzahl, zu deren Unterhaltung wir übrigen Bewohner des Landes noch das Geld hergeben müssen!

Vom Corps Diplomatique.

Die Existenz der beständigen Abgesandten, welche man dermal an Höfen hat, mag fast eben so, wie der ewige Reichstag zu Regenspurg, zu ihrer Entstehung und Festigkeit gekommen seyn. Kaiser und Fürsten des Reiches hatten, nach so man-

chen hier und dort gehaltenen Reichstägen, abermal eine Versammlung von Bevollmächtigten zu Regenspurg beschlossen, um verschiedene nach dem Kriege unausgemachte Reichsangelegenheiten auseinander zu setzen, und völlig zu Ende zu bringen. Man untersuchte, überlegte, zögerte, stritt um Rang und Vorsitze, nahm Zuflucht zu Pedanterien, Cabalen, Chikanen und ähnlichen herkömmlichen Hülfsmitteln der Rechtsgelehrten. Die Zeit gieng durch Schreiben und Wiederschreiben, durch schwankende Rathschläge, und pedantische Formeln verloren, ohne daß viel besonderes in Ordnung gekommen wäre. Es mußten sich unterdessen natürlicher Weise immer neue Vorfälle wieder im heiligen Reiche ergeben, welche ebenfalls verdienten, in Ueberlegung gezogen zu werden, und die langweiligen Formalitäten der hohen Reichsversammlung durchzupaßiren. Solcherlei Umstände, und die dadurch verursachten Beschäfftigungen der sich so bedeutend dünkenden Reichs-Tags-Gesandten häuften sich, und sie werden sich häufen, so lange die Welt, oder in der Welt teutsche Reichsverfassung bestehen wird. Hierdurch geschah es denn, daß der angefangene Reichstag, dem Kaiser Joseph II so gerne einen Reichsabschied gegönnet hätte, Trotz allen pohlnischen und

andren Reichstägen, einen Tag von ewiger Dauer geworden ist.

Auf ähnliche Weise sind auch die dermaligen Gesandtschaftsposten an großen Höfen zu Stande gekommen. Man pflegte sich vorhin nur Gesandten zu schicken, wenn ein Hof mit dem andern ein Friedensgeschäffte, eine Heirath, wenn man Bündnisse, Beschwerden, oder sonst irgend etwas Besonderes zu verabreden hatte. Man schickte sie vielmal bloß, um einen Glückwunsch zu einer Thronbesteigung, Vermählung oder sonst etwas, nach dem Ceremoniel, ablegen zu lassen. Nach errichtetem Auftrage begaben sich die Gesandten wieder an ihre Höfe zurücke. Es fügte sich aber gemeiniglich, daß währendem Aufenthalte eines Gesandten an einem fremden Hofe wieder neuere Ereignisse ins Spiel kamen, wozu abermal eine Gesandschaft nöthig gewesen wäre. Die sich unter Nationen täglich weiter ausbreitende Verbindung durch Reisen, Handel und Gewerbe, machte es auch bey jeder Nation nöthig, an dem fremden Hofe eine Stütze oder Vorsprache, kurz, einen Gesandten vom Vaterlande finden zu können, wohin man sich bey unvorgesehenen Ereignissen oder Angelegenheiten wenden konnte. Die Höfe fanden auch, daß ihre Gesandten desto häufigere und

genauere Kenntnisse von fremden Höfen und Ländern nach Hause brachten, je länger sie sich allda aufgehalten hatten. Aus solchen Beweggründen und Absichten kam es also dazu, daß man sich vereinigte, beständige Gesandten an den Höfen zu lassen. Unter dem Vorwande von Geschäfften, suchte alsdenn jeder Hof von den Gesinnungen und Handlungen seines Nachbars, oder eines entfernten Hofes, Kundschaft einzuziehen, und erhielt sie auch, soweit es die Geschicklichkeit oder Aufmerksamkeit des Gesandten zu leisten vermochte.

Es gesellete sich endlich eine Art von Lux zu dieser Gewohnheit: Gesandten zu schicken. Man hielt sich für viel bedeutender, wenn man fremde Gesandten an seinem Hofe hatte, welche an den Courtagen im Saale mit figurirten. Eben solchen Schein der Größe glaubte man zu haben, wenn man im Gegentheile wieder Gesandten an fremden Höfen zu halten im Stande war. So ist es dann von Königlichen, bis auf Churfürstliche Gesandten, und Fürstliche Geschäfftsträger (Chargés d'Affaires, Agenten, Residenten) gekommen, welche wechselseitig ihre Höfe ums Geld bringen, da sie gewöhnlich, außer ihrem an manchen Höfen sehr beträchtlichen Gehalte, dem Staate noch gar schön ausstudirte Apothekerrechnungen

nungen aufzubürden wissen. Es giebt Gesandten von Höfen, wo eben das Geld nicht überflüßig liegt, (z. B. der Spanische und Neapolitanische Gesandte in Wien) welche funfzig bis sechzig tausend Reichs-Gulden am Gehalte bekommen, und doch jährlich noch manche Tausende als Extraausgaben zur Ehre oder zum Bedürfnisse ihres Hofes einzuschalten wissen. Manche, welche sich vor allen auszeichnen wollen, opfern bey solchen Gesandtschaften noch ihr eigenes Vermögen auf. Es ist aber meistens eine Menschengattung, welche auch zu Hause ohne Gesandtschaftsstelle sich eben so, oder noch mehr, würde ruiniret haben.

Welche wunderliche Wege giebt es nicht an Höfen, das Geld zu verschwenden! Frankreich, welches allenthalben seine Rolle spielen wollte, hat auch allezeit seine Gesandten sehr reichlich bezahlet. Der geringste Gehalt der gewöhnlichen Gesandten europäischer Höfe fängt von zehn tausend Thalern an. Friedrich der Zweyte wollte auf wiederholte dringende Vorstellung seines Gesandten zu Wien, des Herrn von Edelheim, sich nie zu mehr als zu 8000 Thalern verstehen. Der Gesandte stellte ihm vor, daß er unmöglich, mit 8000 Thalern in Wien auskommen könnte, und sich in dem Falle genöthiget sähe, seine Stelle niederzulegen.

Des Königs Antwort war, daß ihm dieses frey stünde, und gab diesen Posten dem Baron von Riedesel. Man rechne nun, daß ein Staat an mehreren Höfen Gesandten haben muß, und überlege die Ausgaben! Außerdem suchen noch manche Höfe Ostentation in dem Gesandtschaftspersonale: es werden Gesandtschafts-Cavaliere, Gesandtschafts-Räthe, Sekretäre zum Hofstaate des Gesandten, oft auch zu seiner Belauschung mitgegeben.

Ueberall, wo Kanzeleien und Rechtsgelehrte im Spiele sind, setzet es auch Charlatanerien und Pedanterien ab. Bey dem Gesandtschaftswesen kam nun noch der Prunk des Hofes, und der Unsinn der Etikette dazu, so daß heutiges Tages nichts vernünftiger wäre, als bey dem Stande des diplomatischen Corps einmal den unnützen und lächerlichen Schutt aus dem Wege zu räumen.

Wenn in vorigen Zeiten ein Potentat dem andern einen Gesandten schickete: so wurde demselbigen von dem fremden Hofe, so bald er das Land betrat, seine Reise frey gehalten; es wurde ihm und seinem Gefolge vom Hofe soviel ausgeworfen, als man zu seinem Unterhalte während seiner Anwesenheit erforderlich fand: so wie es noch heutiges Tages bey den türkischen und andern asiatischen Gesandten gewöhnlich ist. Es gab dieses

ses Anlaß zu allerlei Unordnungen und Zwistigkeiten. Die eigennützigen Gesandten suchten sich zu bereichern; ihre Forderungen waren oft ungeheuer, und dann läugneten sie oft zu Hause viel von dem, was sie erhalten hatten, um bey den übrigen keine Aufmerksamkeit oder Eifersucht zu erwerben. Der Hof richtete sich gemeiniglich nach solchen Aussagen, und wollte alsdenn den Gesandten des anderen Hofes eben so behandeln, wie es der Seinige vorgegeben hatte. Hieraus entstanden Protestationen, Schreibereien, Chikanen und Dummheiten ohne Ende. Die europäischen Höfe kamen also unter sich überein, daß jeder Hof die Reise und den Aufenthalt seines Gesandten selber bestreiten sollte. Man giebt ihnen nur noch am Ende, wenn einer abgerufen wird, eine bestimmte Summe an Gelde (einige Tausende) und im Falle der Freundschaft auch noch Extrageschenke, und läßt sie dann in Friede wandern.

Die Türken geben einem fremden außerordentlichen Gesandten, wenn er Audienz beym Großsultan hat, eine Mahlzeit, und beschenken ihn mit Pelzen. Die Art, wie sie es thun, ist ihrem groben Stolze angemessen, und für jenen, welcher also beehret wird, wie auch für seinen Hof demüthigend

thigend genug. "Es ist ein Fremder angekommen, wird dem Sultane von einem Ober-Ceremonienmeister gemeldet, er ist arm und nackend: kleide ihn; er ist hungrig und durstig: speise ihn." Nun wird er allein an einen großen Tisch, auch wieder nach gewissen Regeln, gesetzet, und bekömmt Pelzwerk zum Geschenke.

Die Päbste, jene listvollen Schleicher, suchten bald von der eingeführten Gewohnheit, beständige Gesandten zu haben, Gebrauch nach ihrer Art zu machen. Ihr Gesandter, den sie auswärts an einen katolischen Hof verschickten, hieß Nuntius, und Internuntius wenn es ein außerordentlicher Gesandter war, welcher in Ermanglung eines ordentlichen Nuntii geschicket wurde. Der Nuntius, welcher allezeit mit einem kleinen Collegium von Mönchen oder Abbati's gesendet wurde, mußte auf alle Weise suchen, sich in weltliche und geistliche Händel des fremden Landes zu mischen. Beichtväter und Mönche des Landes waren ihm hierbey ohnehin zu Dienste. Er brachte es meistens dahin, ein förmliches Gericht, welches Eheprozesse und ähnliche, wie man vorgiebt, in das geistliche Fach fallende Händel, annahm, und wohin man von den geistlichen Dikasterien des fremden Landes oder des ganzen Umkreises, appel-

liren konnte *). Andacht, Dummheit, und Aberglauben der Fürsten, ihrer Minister, Maitressen, und des Volkes, Neid und Eifersucht unter Bischöfen und Erzbischöfen, waren ungemein begünstigend zu diesem päbstlichen Tribunale auf fremdem Boden. Es gab freilich auch vielfältig Protestationen gegen solche römische Eingriffe: man that sogar in Frankreich einigen Nuntien die vorzügliche Ehre an, sie des Landes zu verweisen, auszupeitschen, und auch gar zu henken. Aber doch hat Teutschland noch bis auf den heutigen Tag mit diesen päbstlichen Freybeutern seine eigene Plage. Es fehlet an Einigkeit und an rascher Entschlossenheit, um sie auf französische Art aus dem Lande zu schaffen, oder in gehörige Schranken zu setzen. Wenn nun ein Gesandter eines auswärtigen Hofes nach Rom geschickt wurde, um ein Lehen zu empfangen, oder die Andacht und Unterwürfigkeit seines schwachen Fürsten anzukündigen: so hieß er im römischen Style, Legatus

*) Es ist sonderbar, daß just das sechste Geboth unter geistliche Jurisdiction gehörte. Man wollte wohl über den Raub einer Jungferschaft, aber nicht über jenen von Knecht, Magd, Ochs, Esel, das Urtheil fällen.

tus obedientiæ, ein Gehorsamsgesandter. Legatus Stultitiæ würde viel eigentlicher gewesen seyn. Nicht jener, welcher zuviel verlangt, sondern jener, welcher es aus Schwachheit giebt, ist Auslachens wehrt.

Jedermann begreift leicht, daß das herrschsüchtige und intriguenvolle Rom sich so gerne dergleichen Vorrechte hat anmaßen mögen: aber niemand begreift, wie andere Fürsten so lang bey ihrer Schwachheit, und bey solchem blinden und abergläubischen Respekte gegen Rom haben beybleiben können? Niemand begreifet, warum das in Teutschland durch die Reformation aufgegangene Licht nicht auch ein Bischen auf andere katolische Fürstenköpfe gewirket hat?

Eigentlich bekömmt der Gesandte über alles, was er an einem fremden Hofe vorzubringen hat, eine Instruktion von dem Ministerium seines Hofes. Die meisten oder wichtigsten Gesandten bekommen auch gewisse Chiffern von ihrem Kabinette: und es wird ihnen eben so in Chiffern zugeschrieben, wenn man ihnen etwas in Geheim anvertrauen, oder einen besondern wichtigen Auftrag machen will. Es ist dieses die härteste unter allen Gesandschaftsarbeitern, wenn sich der Herr Gesandte, meistens ein Mann, welcher nie an

Arbeit

Arbeit gewöhnet war, früh oder Abends noch hinsetzen soll, erhaltene Briefe zu entziffern, oder die seinigen in Chiffres setzen. Es wird daher dieses Geschäffte meistens dem Sekretär überlassen. Die Höfe wissen es wohl, daß man durch die geheimen Kunstgriffe der Post alle ihre Briefe öffnet, abschreibet, dem Minister, und alsdenn dem Dechiffreur übergiebt, ob er etwa den Schlüssel zu den Chiffres errathen könne?

Höfe, welche die Neigungen der Menschen, und die Begebenheiten unserer besten Welt klüger zu berechnen, und zu rechter Zeit Geld zu verwenden wissen, finden es gemeiniglich nicht allzuschwer, den Schlüssel zu den Chiffres fremder Mächte zu erhalten. Man besticht Kanzellisten, Sekretäre oder Mätressen, oder wohl auch im ärgsten Falle den Gesandten selber. Wer Geld hat, und es bey gehörigen Gelegenheiten anzuwenden versteht, erfährt Geheimnisse, gewinnt Batailleu, erobert Länder. Als Jugurtha die Stadt Rom verließ, sah er sich noch mehrmal stillschweigend um, und sagte endlich, daß die Stadt feil wäre, und bald hin seyn würde, wenn sich nur ein Käufer fände. Ein geiziger Fürst wird aus diesem Grunde nie eine große Rolle spielen. Die Kunst zu bestechen, und sich bestechen zu lassen, ist

wirklich

wirklich, wie Rabener erwiesen hat, eine der wichtigsten. Ich habe nie sehr große Ausführungen in Europa vom seligen Kaiser Joseph erwartet, weil er Rabeners wichtigsten Artikel nicht studiret hatte. Vielleicht hat dieses ebenfalls den tiefsehenden Mirabeau bewogen, von ihm zu schreiben: il convoitera tout, & il n'aura rien. In Frankreich verstanden sie ehedessen das Ding besser, wie sich Yorick ausdrückte. Auch Friedrich der Zweyte wollte nicht immer, besonders in späteren Jahren, das nöthige Geld springen lassen, um etwas entweder zur rechten Zeit zu erfahren, oder was gegen sein Interesse war, zu vermitteln. Durch diesen Fehler des Unterlassens zur rechten Zeit, soll nachher nach des Herzogs von Baiern Tod der baierische Krieg entstanden seyn. Bey ältern Begebenheiten beklagt er sich selber in seinen Schriften, daß die englischen Guineen in Rußland seine preußischen Thaler überwogen hätten.

Ein Gesandter wird auch zugleich von seinem Hofe angewiesen, mit welchen übrigen Gesandten er mehr oder weniger freundschaftlich und vertraut umgehen soll: so wie die Bündnisse und Absichten seines Hofes verschieden sind. Die Geschichte lehret es, wie manchmal in ältern Zeiten bey Griechen, Persern, Tartaren, und andern

Völkern die mit Kriegs = und Friedensaufträgen geschickten Gesandten barbarisch mißhandelt wurden. Daher waren auch noch vor einem Jahrhunderte manche Familien in Furcht und Aengsten, wenn einer von ihnen in ein entferntes Land als Gesandter sollte abgeschicket werden.

Unterdessen hängt immer ungemein viel von dem Betragen dieser eigentlich unbedeutend seyn sollenden Geschöpfe, der Gesandten, ab. Ein mißvergnügter Kopf wird nichts als gehäßige Dinge von dem Hofe, wo er sich aufhält, nach Hause berichten. Er verbreitet noch den Ton und die Sprache des Misvergnügens unter andere Gesandten, mit welchen er in Verbindung steht, oder über welche er einen Ascendant gewonnen hat. Er kann Wäschereien und Zänkereien unter Damen und Herren erwecken, welche endlich bis an die Höfe Einfluß haben. Er kann seinem ehrgeizigen Könige oder Minister täglich neuen Stof zu seinen kriegerischen Gesinnuugen und Planen liefern. Kurz, er kann zu Zwiespalt und Feuer in halb Europa Anlaß geben.

Die erste Regel eines vernünftigen Hofes wäre also: bescheidene, und nicht kleingeistische tückische Männer als Gesandte an andere Höfe zu schicken,

und ihnen, so weit es sich mit Anstand thun läßt, friedfertige, leutseelige Gesinnungen einzuprägen.

Ueberhaupt genommen, enthält das Corps diplomatique eine eigne Menschengattung. Sie wollen an dem Hofe, wo sie hinkommen, gefallen, und angesehen seyn. Der eine sucht nun durch Verschwendung, der andere durch Damenvorsprache, der dritte durch niederträchtiges Courmachen bey Ministern, Mätressen, und Günstlingen, durch Heuchelei und Ränke vor andern sich seine Bahne zu öffnen. Was soll man sagen oder dabey denken, wenn man sehen mußte, daß der Gesandte eines teutschen Hofes Sr. Durchlaucht, dem ersten Staatsminister eines großen Hofes gelegentlich die Hand küssete, und eben dieser nun als Minister seines Hofes nicht weiß, wie er sich genug brüsten, und seinen Fürsten von sich und seinem hochadlichen Rathe abhängig machen soll?

Wenn er nun schlimm genug ist, und das Interesse seines Hofes recht verstehet, und am Herzen hat, oder sich besonders bey seinem Hofe in Gunst setzen will: so thut er oft mehr als der von seinem Ministerium erhaltene Auftrag mit sich bringt; er unternimmt alles, was seinem Hofe vortheilhaft, und andern, mit welchen man nicht

harmo-

harmoniret, nachtheilig werden kann. Er biethet alle Kunstgriffe auf, nimmt Bestechungen, geheime Aufwiegelungen, Verläumdungen, Ausstreuung falscher Gerüchte, und alles Mögliche zu Hülfe; er führet durch Verstellung und falsche Vorspiegelungen das fremde Ministerium in Labyrinthe, woraus es sich nicht wieder zu retten weis. Und alsdenn paßiret er für einen desto besseren Gesandten, je mehr er Intriguen und Kniffe zu gebrauchen wußte.

Daher sagte einstens ein altdeutscher Gesandter selbst von dem Corps diplomatique zu einem Freunde: "einem Gesandten, welcher in dem Lande, wo er sich aufhält, nicht alle Jahre verdienet hat, daß man ihn an den Galgen henkete, muß man einen Tritt vor den Hintern geben, und ihn zum Teufel jagen."

Es war vorauszusehen, und die Erfahrung hat es bestätiget, daß sich Edelleute oder Höflinge am besten zu solchen Gesandtschaftsposten schicken würden. Ein anderer gerader Mann würde sich unmöglich in so vieles Ceremoniel und läppische Etikettpossen, in so viele kahle Besuche, in die Langeweile am Hofe, und in vornehmen Gesellschaften, finden können. Er würde es bald müde werden, an jedem Courtage als eine gezierte Puppe maschi-

nenmäßig bey Hofe im Zirkel zu stehen. Selbst jeder Gesandte von mehr als gewöhnlichem Schrot und Korne, besonders wenn er an mehr als einem Hofe auf einem Gesandschaftsposten gestanden hat, fühlet am Ende den scharfen Stachel der Langenweile so lebhaft, daß er sich nach dem Genusse der Natur und Ruhe auf dem Lande, oder nach einem eigentlichen und wichtigern Geschäfftskreise sehnet. Bey einem solchen Manne trifft buchstäblich die Erfahrung ein, welche ein Gelehrter dem Könige Friedrich dem Zweyten empfahl. Der König fragte einstens einen Gelehrten, den er schätzete: "was ist Langeweile?" der Gelehrte antwortete, der König würde vielleicht an sich selbst die Erfahrung machen, wenn er sich die Mühe nähme, die übrigen europäischen Höfe zu besuchen.

Kurz, nach allen Erfordernissen und Regeln des heutigen Gesandtenceremoniels muß der Abgeordnete durchaus ein Höfling seyn, das ist, ein wohlgepuderter Seigneur, der ganz genau weis, um welche Stunde der Souverän aus dem Bette geht, um welche Stunde er sich legt! Ob er ins Schauspielhaus, oder auf die Jagd gehen wird, oder ob er gar am Zahnweh leidet? Ob die Mätresse, sich in Gunst erhalten werde, oder ob be-

 reits

reits eine andere im Vorschlage seye? Er muß überdies vollkommen den Ton der vornehmen Gesellschaften verstehen, nehmlich, er muß sich und andere, in gewöhnlicher Hofsprache, mit Kleinigkeiten, unbedeutenden Alltagsphrasen, und Complimenten zu unterhalten wissen; er muß gefällig genug seyn, nach Erforderniß des Ceremoniels, mit einem widerwärtigsten Gesichte ein schwerfälliges Kartenspiel zu unternehmen. Zugleich muß er die Kunst verstehen, etwa mit Stern und Orden gezieret, sich das Ansehen von Wichtigkeit zu geben, da er unterdessen Geschmeidigkeit genug besitzet, um in der Antichambre des Ministers oder Günstlings die Rolle eines Sclaven gleich den einheimischen Höflingen zu spielen. Er muß manche Demütigungen vertragen, und mit freundlichem Lächeln übersehen können. Er liebkoset jenen, den er in seiner Seele verachtet, und bezeiget, um sich nach dem Winde des Hofes zu richten, jenem öffentlich eine Art von Verachtung, den er nach Ueberzeugung mehr als andere schätzen möchte. Solche Talente kann man bloß von Leuten erwarten, welche an Höfen aufgewachsen sind!

Sowohl die Impertinenz des Gesandten, als die Mäßigung des Königes, wie es einstens bey

Philipp von Macedonien der Fall war, würden bey heutigem Tone des diplomatischen Corps ganz am unrechten Orte stehen. Philipp hatte die Gesandten von Athen, welche kamen, um sich über gewisse ausgeübte Feindseligkeiten zu beschweren, zur Audienz gelassen. Am Ende fragte er sie, nach Hofmanier, ob er ihnen sonst eine Gefälligkeit erweisen könnte? "die größte Gefälligkeit, die du uns erweisen könntest, antwortete Demochares, wäre, wenn du dich henken ließest." Der König, ohne sich aufgebracht zu stellen, antwortete mit kaltem Blute: "Saget eueren Herren, daß diejenigen, welche sich unterstehen, dergleichen Insolenzen zu sagen, mehr Hochmut, und weniger Friedfertigkeit besitzen, als diejenigen, welche zu vergeben wissen."

Geschmeidigkeit, Nachgiebigkeit, gefälliges Wesen, und wenn man will, auch ein Bischen Niederträchtigkeit, sind heutiges Tages Eigenschaften, wodurch die meisten Gesandten Credit und Beyfall zu erhalten suchen. Ein Reisender versicherte mich, daß er folgende Anekdote vom rußischen Feldmarschall Romanzow mit Zuverläßigkeit erzählen könnte. Der Graf sprach bey Freunden von seinem ältesten Sohne, welchen er, vielleicht auch aus Eigensinne, für niederträchtig und

seines

seines Vaters unwürdig hält, und durchaus nicht mag. "Sogar Potemkins Untergünstlingen sucht er die Cour zu machen, sagte der Feldmarschall. O sagte er, die Kaiserinn hat eine üble Wahl unter meinen Söhnen getroffen! Sie hat die jüngsten zu Gesandten, und den ältesten zum General beym Militaire gemacht. Just der älteste wäre ganz der Mann zum Gesandten gewesen. Denn ein Gesandter muß niedrig genug seyn, sich in das Gesicht speyen zu lassen, und es mit einer Verbeugung abzuwischen. Aber so etwas duldeten meine beyden andern Söhne nicht."

Voltaire hatte die Gesandten privilegirte Spionen geheißen. Sie stelleten sich, als wenn sie es übel nehmen wollten, mochten aber am Ende selber finden, daß Voltaire just keine große Unwahrheit behauptet hatte. Eigentlich ist in der ganzen Welt immer ein Land, und ein Mensch, Spion des andern. Es ist nur der Unterschied dabey, daß der eine sich mehr Mühe giebt, öftere Gelegenheit, und hellere Augen zum Sehen hat, als der andere.

Die Gesandten sind in gewisse Classen eingetheilet, wobey man ihnen besondere, oft läppische Vorzüge (wie die meisten Hofvorzüge sind) zugestehet, z. B. dem Ambassadeur, den Hut aufzusetzen, u. d. g.

Ambassadeur, welches man gemeiniglich durch Bothschafter ausdrücket, ist ein Gesandter vom ersten Range. Der despotische Gekrönte, Ludwig XIV, dessen unbegränzter Stolz sich in allem zeigete, verlangte, daß seine Ambassadeurs den Rang vor den Churfürsten haben sollten, und ließ daher ein Friedensgeschäffte mit dem Churfürsten von Brandenburg unterbrechen, weil dieser, bey möglichster Nachgiebigkeit, doch dem Ambassadeur den Vortritt nicht geben konnte.

Man schickt in gewöhnlichen Fällen bevollmächtigte Gesandte, Ministres plenipotentiaires, an große Höfe. Man schickt Ambassadeurs, wenn man sein Einverständniß mit dem Hofe, und sein Ansehen besonders wichtig zeigen will. Wenn der Gesandte beständig an dem fremden Hofe sich aufhält: so ist er Ministre oder Envoyé ordinaire: kömmt aber einer nur auf kurze Zeit mit besondern außerordentlichen Aufträgen: so wird er extraordinaire genannt. Man hat auch noch Chargés d'affaires. Gemeiniglich wird hierzu ein ehemaliger Gesandschaftssekretär in Abwesenheit seines Gesandten genommen. An gewissen Höfen geht der Chargé d'affaires nach Hof, oder zu allen Gesellschaften, wohin das Corps diplomatique eingeladen wird: aber an Höfen, wo nie-

mand hofmäßig ist, wer nicht seine Ahnen zählet, werden die Chargés d'affaires zu Hause gelassen. Nach diesen kommen Residenten, und Consuls, welche denn auch nach Verschiedenheit des Landes oder Hofes ihre größere oder geringere Rolle spielen.

Man hat mir erzählet, daß zu Mainz zu einer Zeit die Sprache gewesen wäre, daß der Baron van Swieten als Gesandter an den Hof des Erzbischofs sollte abgeordnet werden. Die hochadlichen Damen hielten Zusammenkünfte und Unterredungen, und brachten es bis zum seligen Churfürsten, ihrem Vetter, Schwager, und Oheim, Emmerich von Breidenbach, ob man nämlich den Mann, dessen Vater Leib-Medicus gewesen wäre, ohne Verletzung des Wohlstandes auch zur Gesellschaft nach Hofe, und in die hochadliche Redoute nehmen könnte? — !!! — Van Swieten kam aber nicht in das Reichs-Frey-Hochwohlgebohrne Mainz, sondern wurde nach Berlin, an einen königlichen Hof gesendet. *)

*) C'est un homme de rien, sollen sich die Damen an bischöflichen Höfen ausdrücken, wenn von einem Manne von unstiftmäßiger Herkunft die Rede ist. Sobald nur irgend eine fremde Dame, oder ein fremder

Sollte Frankreich sich als Republik oder auch nach der von der ersten Nationalversammlung entworfenen Constitution, in einer bedeutenden Größe erhalten: so ist große Hoffnung da, daß die unnützen und läppischen Schwindeleyen, welche beym Corps diplomatique aufgenommen sind, zum großen Theile können in ihr wahres Licht gestellet, und ausgemustert werden. Es ist unglaublich, wie viel alberner Unsinn sich noch bis auf den heutigen Tag bey diesem ehrbaren Corps erhalten hat. Die Herrschaft des gesunden Menschenverstandes auf unserm Erdboden ist unterdessen noch allzugering, und jene des herkömmlichen Wahnes, und hoch-

adli-

fremder Edelmann, Baron oder Graf, in einer Gesellschaft aufgeführet wird, fragt alsbald eine Dame die andere, leis ins Ohr: kennst du ihn? Ist er gut?" d. i. ob er stiftmäßig ist? Die gefragte Dame beantwortet es nun entweder mit einem Nicken, oder schüttelt den Kopf. Alsdenn lispelt sie ins Ohr wer des Fremden Großmutter oder Urgroßvater gewesen war, so daß er also kein Redoutefähiger Gesellschafter ist. Ein Domherr aus Mainz, Bar. v. Hohneck, war als churfürstlicher Gesandter in Wien. Durchaus war er nicht dazu zu bringen, dem jetzigen Baron v. Spielmann eine Visite zu machen, weil er Sohn eines Bürgers war.

adlichen Dünkels allzu ausgebreitet, als daß man eine gänzliche vernünftige Umänderung erwarten sollte. Doch die Zeit muß es lehren! Sie lehret es vielleicht bald, wenn man fortfährt, ihr so nachdrückliche Stöße zu versetzen, damit sie künftig weniger zurückhaltend und zögernd in ihren Lehrstunden seye.

Von geistlichen Reichs-Fürsten.

Der Ursprung geistlicher Fürstenthümer gründet sich auf Dummheit, Vorurtheile, und Aberglauben des Volkes und der Könige. Ihre Existenz und Größe sind also auf schwankende und unrühmliche Stützen gebauet. Nichts ist daher natürlicher, als daß auch wieder die Würde und Wichtigkeit der geistlichen Fürsten sinken, und endlich ganz zerfallen muß, sobald Dummheit und Aberglauben vertilget werden, und sobald gesunde Vernunft die Gesinnungen der Menschen leitet, und den wahren Wehrt so mancher mit falschem Glanze blendender Dinge genauer bestimmet. Sollte man sich nun nicht wundern, daß noch heutiges Tages Priester sich als regierende Fürsten im teutschen Reiche zu erhalten wissen?

Einmal ist es durchaus ein widersinniger Contrast, Schwerd und Hirtenstab zu vereinigen. Es ist Contrast, ein Staabsoffizier des Pabstes, und ein freyer Beherrscher eines zum teutschen Reiche gehörigen Antheils zu seyn. Es ist widersinnig, daß ein für die Kirche erzogener Mann, welcher den ehelosen Stand für die erste Tugend hält, und ihn förmlich geschworen hat, in einem weltlichen Staate, dessen Wohl meistens von Indüstrie und Bevölkerung abhängt, unumschränkt das Ruder führen soll. Und es beweiset die Allmacht eingewurzelter Vorurtheile, daß man nicht schon lange daran gearbeitet hat, den Scepter aus den Händen der Geweihten zu winden.

In geistlichen Staaten sind nur Pfaffen und Adel bedeutend. Alle übrigen Menschenclassen werden wenig oder gar nicht in Anschlag gebracht. Daher sind auch just die geistlichen Länder an Ackerbau, Handel, Künsten und Wissenschaften, die dürftigsten.

Ich will aber hier nichts davon erwähnen, was schon so vielfältig ist gezeiget, und durch allgemeine Erfahrung bekräftiget worden, daß geistliche Fürsten nicht zur Regierung gebildet werden: daß ihnen das Wohl des Landes, von welchem sie nur auf gewisse Art für ihre Lebenszeit die Verwalter

sind,

sind, gemeiniglich wenig am Herzen liegt: daß sie meistens erst in spätem Alter zur Regierung kommen, solche als eine Art von Belohnung oder fette Pfründe betrachten, und sie also mit Indolenz, epikuräischer Zufriedenheit, oder manchmal auch in unfreundlichen eigensinnigen Grillen des Alters, zu vollenden suchen. Der päbstliche Staat, einer der ärmsten und ohnmächtigsten, ist der beste Beweis für die Untüchtigkeit der Priesterregierung. Trotz aller Intrigne, aller schlimmen Köpfe, welche den Stul Peters bestiegen, Trotz aller angemaßeten Gewalt über andere Staaten, aller Kunstgriffe, Geld aus fremden Ländern zu ziehen, ist nie etwas Beträchtliches aus dem römischen Staate geworden. In den Priesterländern vernichtet immer der Nachfolger, was der Vorfahrer aufgerichtet hat. Nichts wird zweckmäßig zum Ende gebracht. Das Uebrige wird durch Nepotismus, Egoismus, Indolenz, Unwissenheit in Regierungskunst, und durch Schwelgerey verdorben.

Es stehen noch Gelübde und andere niedrige Ceremonien im Wege, welche den Fürstenstand wirklich entehren, und jeden Geistlichen davon ausschließen sollten. Geistlicher Gehorsam ist eine Art von Knechtschaft: in Mönchsklöstern ist es

wirklich niedrigste Knechtschaft, da es unterdessen in Teutschland auch Mönche giebt, Leute, welche die Welt verlassen, Gehorsam, Armut und Keuschheit geschworen, und ihre Prüfungsjahre ganz in schändlicher Sclaverey verbracht haben, woraus man Reichs-Fürsten wählet. Just diese sclavische Erziehung der Mönche kann ihnen hernach, wenn sie Befehlshaber werden, nichts als despotischen Geist beybringen. Auch Hildebrand hatte sich in einem Mönchskloster zum härtesten Despoten gebildet. Es finden aber auch in andern Domstiftern entehrende Gebräuche Statt. Ehe der Domizellar zu Kapitel geht, muß er in gewissen Stiftern sich emancipiren lassen. Was ist aber Emancipiren anderst, als einen aus der Knechtschaft entlassen? Das Emancipiren bestehet darinn, daß der Domizellar sich mit gewissen albernen Ceremonien hinlegt, und von dem Kapitalaren mit Ruthen Streiche geben läßt. Hierauf wird er Kapitular, nehmlich, er ist zu dem Manne fähig gepeitschet, woraus ein großer Reichs-Fürst gemacht werden kann. Wenigstens gehöret er nun zu jenen, welche das Recht haben, einen Fürsten zu wählen.

Und Fürsten, mächtige Reichs-Fürsten und Könige, protestiren nicht dagegen, einen Freygelassenen,

lassenen, einen Gepeitschten, als Collegen in ihren Versammlungen zu haben, und ihm noch den Vorsitz einzuräumen! Als wenn Ehre keine Eigenschaft für Fürsten wäre!

Ich erinnere mich einstens, daß ein bischöflicher Diener diese Niederträchtigkeit, das Emancipiren, in vollem Ernste vertheidigte. Es ist dieses sehr wichtig für ein geistliches Stift, sagte er, damit nicht so leicht Prinzen eine Präbende suchen. Man erkennet es also als eine unwürdige Handlung, welcher sich kein Prinz mit Ehre unterwerfen kann, und doch gestattet man diesen Emancipirten das Recht, regierende Fürsten, und sogar Churfürsten zu werden!!

Mögen die Pfaffen immer ihre Kindereien und Niederträchtigkeiten fortsetzen, werden manche sagen: es ist genug, daß man sie nicht mitmachen muß. Man privilegieret und verherrlichet aber niederträchtige Handlungen, wenn sie sogar bey den höchsten Würden des Reiches keine Exclusivam bringen. So veredelte man gleichsam in katolischen Ländern das für jeden gesunden starken Müssiggänger schändliche Betteln, weil man gesunde starke Mönche, welche noch dazu die Götzen des Volkes waren, mit Bettelsäcken laufen ließ.

Es ist heutiges Tages nirgends mehr rühmlich, ein katolischer Pfaff zu heißen. Ein Stand, dessen Hauptwerk bloß in einigen mechanischen oder kindischen Manövern besteht, muß desto verächtlicher werden, je allgemeiner sich gesunde Vernunft verbreitet. Was soll es in den Augen eines vernünftigen Mannes heißen, wenn man sich durch hanswurstige Kleidung auszeichnet, eine Messe liest, Brevier herunterschnurret, im Chore brüllet, oder sonst katolische Ceremonien, im Grunde oft wahre Harlekinaden, alles in barbarischem Latein, zu machen weis? Der Priesterstand bey Protestanten wird sich daher immer in gewissem Ansehen erhalten. Es kömmt hierzu noch, daß bey protestantischen Geistlichen die Entfernung von den Vornehmsten bis zu den Geringsten nicht so auffallend ist: da im Gegentheil bey katolischen Geistlichen der Bischof und seine Domherren sich allzusehr durch Prunk und Vorzüge auszeichnen, gegen welche nun die übrige Geistlichkeit ganz als Hanhagel zurückfällt, und in Geringschätzung kommen muß. Ein Stand, welcher nun sogar in den Augen des Pöbels seine Achtung verloren hat, sollte nicht mehr den Vorzug erster Reichs-Fürsten haben. Es ist wirklich schimpflich, ein Mönch zu seyn. Wie mögen aber große Reichs-Fürsten noch Mönche zu Collegen haben?

Der katolische geistliche Stand hat sich selbst am meisten verächtlich gemacht, da er zu weit von seinem ersten Zwecke, Lehrer und Aufklärer des Volkes zu seyn, abgegangen, und aus Wollust, Habsucht, und Uebermuth, bloß Bedrücker der Menschheit geworden ist. Er zeichnete sich durch Schwelgerey und Tyranneien aus, wo er Muster der Sanftmut und Mäßigkeit hätte werden sollen. "Entweder sind wir Priester, sagte der Erzbischof Sens, oder sind wir Weltleute? Wenn wir Weltleute sind, so lasset uns dem Priesterthume entsagen. Sind wir aber Priester: so laßt uns entsagen den Reichthümern." Der festgesetzte Cölibat, ein politischer Kniff des stolzen und tückischen Hildebrands hat die Geistlichen von der Verbindung und Theilnahme des Staates los gemacht, sie an das Pabstthum geheftet, und gleichsam zu Feinden und Verräthern des Staates gemacht.

Die geistlichen Fürsten sind manchmal noch auf ein veraltetes Sprichwort stolz. Es hieß: unter Krummstab ists gut wohnen. Dieses ehemalige Sprichwort ist heutiges Tages durchaus, gleich mehreren abgenützten Vorurtheilen, ausgemustert. Auch der Vortheil, den man zu barbarischen Zeiten unter Krummstab fand, war auf Rohigkeit der Sitten, und abergläubische Ehrfurcht gegründet.

det. Die rohen Edelleute, welche zu jener Zeit als die einzigen, bewaffneten Menschen überall plünderten, Menschen wegzuhaschen, und zu Sclaven zu machen suchten, hatten doch vor Mönchen, wovon sie einstens Freysprechung von ihren Sünden erwarteten, Ehrfurcht. Sie machten es sich sogar zur Ehre, selbst im Dienste der Mönche zu stehen. Sie schonten also meistens jene, welche sich unter geistlichen Schutz gegeben hatten. Wer nicht unterm Schutz der Klöster war, mußte sich in eine Stadt begeben, wenn er Schutz und Sicherheit haben wollte, da das in Städte versammelte Volk solchen Räubereyen kräftig widerstehen konnte.

Auf welche Weise die Mönche zu Reichthum und Ansehen gekommen sind, läßt sich ebenfalls aus der Dummheit unserer Vorfahren sehr leicht begreifen. Pipin schenkte dem Pabste was er in Italien geraubet hatte, und stiftete dadurch seine weltliche Macht. Karl der Große, welcher vielleicht ein großer und guter Mann gewesen wäre, wenn er nicht als Eroberer, und nicht aus mißverstandenen Grundsätzen der christlichen Religion, sondern bloß nach seiner gesunden Vernunft regieret hätte, hat wohl am meisten zur Größe des geistlichen Standes beygetragen. Charlemagne hatte einstens nach dem

Tode einer Gemahlin vier Maitressen auf einmal genommen (freilich noch weit wenigere als ehemals die französischen Prinzen); er hatte auch als Loth mit seinen Töchtern gelebt, und glaubte nun freilich nach Grundsätzen der ihm beygebrachten Religion für solche Verbrechen, wegen welcher er die Hölle zur Strafe befürchtete, desto leichter und zuverläßiger von Gott Verzeihung zu erhalten, wenn er ungeheure Schätze und Güter an den h. Petrus in Rom, und an Klöster und geistliche Stifter auf allen Seiten verschenkete. Ludwig der Fromme und die übrigen schwachen Nachkömmlinge Carls des Großen begaben sich endlich aller Rechte über Pabst und Geistliche, und ließen die Macht und das Ansehen des Pabstthumes und des Mönchswesens zu seinem höchsten Flore kommen. Es war eine Art von Wiedertauf ein Mönch zu werden, und keine Handlung war heiliger, als wenn man sein Vermögen den Mönchen gab. Jeder alter Ritter, welcher in seinem Leben tapfer mit Venus und Bachus gekämpfet, dabey auch wohl, wie es zu jener Zeit herkömmlich war, zuweilen ritterlich geraubet oder gemordet hatte, beschenkete Klöster mit Gütern, oder legte gar den ersten Grund zur Stiftung eines Klosters. Hierdurch war freilich, wie er vermeinte, alle Schuld getilget, und er

kam jetzt, wie ihn die Patres bey ihrem heiligen Scapulier versicherten, von Mund auf in den Himmel. Gekrönte Pinsel verordneten, daß kein Testament gültig war, in welchem nicht für Geistliche oder Stiftungen etwas bestimmt gewesen.

Die Kreuzzüge, wo so mancher schwärmende Ritter seine Güter versetzte, und aus Noth verkaufte, und wo durch solches unsinniges Unternehmen so manche Familie verarmet, und ausgestorben war, sind für das Aufkommen der geistlichen Macht noch ganz vorzüglich vortheilhaft gewesen. Auch schon vorher, und noch in der Folge, wurden bey kriegerischen Unruhen die Güter der Geistlichen am meisten verschonet. Viele warfen sich deswegen freiwillig unter geistlichen Schutz. Sie gaben sich den Klöstern als Sclaven hin, bloß um den Raubereien und Gewaltthätigkeiten anderer zu entgehen, theils auch, um bey den elendesten Zeiten, welche allezeit die Folgen verwüstender Kriege sind, das Leben, ohne zu verhungern, fortzubringen. Wer nun selber ein Mönch werden mochte, wurde frey von Sclavenstand, woher denn ihre Anzahl so zunahm, daß man Verbothe einlegen mußte. Die ersten Mönche hatten selber im Felde gearbeitet. Aber nun, da sie so viele Unterthanen, freiwillige, geschenkte und gekaufte

kaufte Sclaven erhielten, konnten sie häufig durch Knechte arbeiten lassen. Feudalrecht, Aberglaube, und Mönchsdespotismus thaten vortreffliche Wirkungen. Jedes Testament mußte ohnehin etwas zum Vortheile der Mönche enthalten. Die natürlichste Folge war, daß die Mönche zu großem Reichthum gelangten. Reichthum gebähret Ehrgeiz, Herrschsucht, und Ansehen. Die Edelleute, welche nun einsahen, daß im Mönchsstande eine Rolle zu spielen war, widmeten sich jetzt selber dazu. Man erhob Prälaten in den Fürstenstand. Der Adel wußte bald solche Vorzüge allein an sich zu raffen. Es entstanden aus Mönchsklöstern, Domstifter, Ahnenproben, und aller Unsinn, welchen man noch heutiges Tages bey geistlichen Stiftern und Fürstenthümern hat.

Auf solche Art ist die Möncherey eine Geburt der Dummheit und des Aberglaubens, zu den höchsten Stuffen der Ehre, und des Reichthumes gekommen! Es ist bekannt, daß sich im Anfange des fünften Jahrhundertes die berüchtigten Völkerwanderungen oder Ueberschwemmungen von Barbaren ereigneten. Religion und Staatsverfassung wurden alsdann mit Gebräuchen und Lehren der Barbaren vermischet. Die Barbaren wollten im Anfange gar keine Wissenschaften; sie sagten, daß

jener nie ein Mann von Ehre und Tapferkeit werden könnte, welcher unter der Ruthe oder dem Stocke des Lehrers gestanden hätte. Sie hätten freilich aus keinem gepeitschten (emancipirten) Domherrn einen Fürsten gemacht. Aus Vermischung mit barbarischen und vorhergegangenen Sitten und Meynungen entstand Feudalverfassung und Möncherei; Benedikt wurde gegen das Ende des fünften Jahrhunderts, zur Zeit jener Verwirrung, geboren, und hat gegen 544 seine Regel geschrieben, zum Beweise, daß Mönchheit eine Geburt des unreinen Christenthums, und der Unwissenheit ist.

Es hat einen schwachen Kaiser gegeben, welcher jedem Priester den Rang gab, und ihn dem Priester vor einem Engel geben wollte. Es hat zu unsern Zeiten noch einen pinselhaften Reichsfürsten gegeben, welcher es unter seine wichtigsten Handlungen zählete, wenn er einem Bettelmönchen zur Messe dienen, und das Meßgewand küßen konnte. Die imponirende Lehre, daß der Priester aus einem Bischen Brod einen Gott machen konnte, und daß er ihn täglich machte, und verschluckete, mußte freilich bey schwachen Köpfen den Priesterstand in außerordentliche Achtung bringen.

Das durch Luthers Geist verbreitete Licht hat schon lange im nördlichen Teutschlande, und in andern Gegenden, den geistlichen Stiftern ihre Güter, ihre Macht, und Ansehen entrissen. Man hat die Mönche vertilget: und alle jene Länder finden sich weit besser dabey. Aus Mißverstande haben zwar zu unsern Zeiten auch einige Fürsten verschiedene Klöster aufgehoben. Aber das Schicksal betraf nur die reichen Klöster: man ließ die Bettelmönche, jene Saugigel des Landmannes, und Apostel des Aberglaubens, ihr Gewerb frey fortreiben. Frankreichs neue Revolution hat die Schwelgerey, und den ärgerlichen Lux der hohen Clerisei, durch Verminderung des Gehaltes, und Einziehung der geistlichen Güter, ganz herunter gesetzet. Der Einfluß der Geistlichkeit in die Staatsangelegenheiten, und sogar ihre vorher so gewaltige Wirkung auf die Gesinnungen des Volkes, ist von Tage zu Tage geringer geworden. Es waren schon sehr wenige unter dem Volke in Frankreich, welche sich noch durch Pfaffenstimme lenken, und zu Meutereien hinreißen ließen. Man hielt die Geistlichen fast durchgehends für Unterdrücker des Menschenverstandes, für Plage der Menschheit, und für vielfräßige Raubthiere des Staates. Es sind also die goldnen Zeiten der übermü-

thigen Clerisei wirklich vorüber. Frömmigkeit, Tugendeifer und Sanftmut können künftig wieder ihren Wehrt erhöhen. Aber selbst Fürstenhüte und Bischofsstäbe werden sie nicht mehr gegen Verachtung schützen, solange sie nicht bescheidene, nützliche und auferbauliche Seelenhirten werden wollen. Nichts ist aber unschicklicher, als große Würden ohne Hochachtung, wodurch sie doch eigentlich noch erhoben werden.

Man glaubte vorhin, daß die Unterthanen geistlicher Fürsten glücklicher, als andere werden müßten. An geistlichen Höfen, dachte man, kommen weit wenigere Familienauslagen vor, als an weltlichen. Geistliche Fürsten wurden vermöge ihres Standes für friedfertiger gehalten. Die Erfahrung hat aber unglücklicher Weise von allem just das Gegentheil gezeiget. Die Bewohner der geistlichen Staaten sind, obwohl sie gemeiniglich die fruchtbarsten Gegenden besitzen, fast durchgehends ärmer, als ihre Nachbarn eines weltlichen Staates. Mönche waren die ersten und eifrigsten Verbreiter des justinianischen Despotismus, den bloß England sich nicht aufbringen ließ. Grundsätze und Erziehung der Geistlichen flößen unbeschränkten Despotismus ein, welcher auch fast durchaus in geistlichen Staaten größer ist, als in

welt=

weltlichen. Der kriegerische Geist eines Bischoffs von Münster, Abbt Gallen, und anderer Bischöffe ist aus der Geschichte bekannt. Zu unsern Zeiten hebet ein frommer Bischof von Würzburg Truppen aus, giebt sie an Oesterreich in den Niederlanden, und nimmt hernach wieder dem Landmanne die Söhne, als Landmiliz, um seine Stadt und Festung zu besetzen. Der Bischof von Münster (Churfürst von Cölln) vermiethet seine Truppen an Holland, und bezahlet hernach sein münsterisches Contingent an Gelde. Er, der nichts als Geld häufet, Schulen und alle Landanstalten auf ihrem Wehrte und Unwehrte läßt, und sonst kein Monument seiner Existenz in seinem Lande hinterlassen mag, giebt zwey Millionen zu österreichischen Magazinen bey dem jetzigen Fraubasenkriege. Ein hochmütiger Erzbischof zu Mainz, schlägt aus eitler Ehrsucht, aus rachsüchtigem Fürstengeiste und sorgloser Unbesonnenheit die durch einen Gesandten der Franken angebothene Neutralität dreist aus, hebet Truppen aus, nimmt den Unterthanen die Pferde unter niedrigstem Preise weg, läßt sein Corps zierlicher Bauernjungen feindlich ausmarschieren, und hat dadurch über sich, sein Land, und einen großen Theil von Teutschland Kriegesverwüstung gezogen. Die unaufhörlichen

Hetzereyen zu Wien, am Reichstage, und fast an allen großen Höfen, welche die Erzbischöfe von Mainz und Trier, nebst dem Bischoffe von Speyer unaufhörlich fortsetzten, wobey sie sich nach nichts so sehr, als nach Kriege sehneten, sind zuverläßig keine Beweise einer sanftmüthigen Friedfertigkeit von geistlichen Fürsten. Sie beweisen, wie wenig diesen Gesalbten das Wohl ihrer Unterthanen am Herzen liegt. Man lasse nur irgend eine Motion zum Reichskriege zu Regenspurg zum Vorschlage kommen: so ist gemeiniglich ein unbedeutender gefürsteter Prälat oder armer Bischoff der erste, welcher seine Stimme zum Kriege mit Heftigkeit giebt.

Außerdem ist selten ein geistlicher Fürst, dessen Hauptabsicht nicht ist, seine Familie auf Unkosten des Staates reich zu machen. Daher hält der Adel so sehr über die eingeführte Ahnenprobe, und ist sicher, daß jede ruinirte Familie wieder in die Höhe kommt, sobald einer aus selbiger zu einem Fürstenthume gelangen kann. Sie, diese Fürsten von Fortun, sind selber nichts als Edelleute, und sind auch meistens um keinen Stand in ihrem Staate besorget, als um den adlichen. Durch ihre Existenz muß sich also auch der immer um sich greifende Adel bey seinem Stolze, Uebermut, und

despo-

despotischem Geiste erhalten. Es entsteht eine adeliche Fraubasenschaft, wo alles bis auf die Kleidungsstücke der Bürgerlichen, durchgemustert wird, und wobey meistens noch der Herr Fürst-Bischof als erster Compéere den Ton angiebt. Uebrigens durften die Herren Gesalbten bey ihrem Nepotismus nur die Ungerechtigkeit und Schlechtigkeit ihres Oberbischoffs Pius VI zum Muster nehmen. Die schändliche Prozeßsache dieses Pabstes für seinen Nepoten ist bekannt genug. Zum Lachen oder Mitleiden ist es, wenn man die Brüder eines geistlichen Fürsten bey ihm hernach als Cammerherren oder Hofjunker, das ist, als adliche Cammerlaquaien in Diensten stehen, und diesem gefürsteten Bruder ihre ehrfurchtvollen Verbeugungen machen sieht. Hier läßt sich Ebbe und Fluth des adlichen Stolzes beobachten.

Geistliche Fürsten sind die jüngeren Söhne einer adlichen Familie, wovon der ältere allein die Güter des Vaters erhält. Sie sind also in jedem Betrachte nichts anders, als Parvenus. Aber alle Parvenus befürchten immer, daß man ihnen nicht Respekt genug bezeigen möge. Der arme Edelmann, welcher nun zur fürstlichen Würde gekommen ist, besorget ängstlich, daß man ihn immer noch als Edelmann betrachten werde. Es ist

überhaupt in jedem kleinen Staate mehr Mißtrauen, Furcht, Eifersucht, als in einem grösseren. Der schwache Fürst, und sein pedantischer Kanzler, abortiren alle Augenblicke eine neue Verordnung, um sich ein fürchterliches Ansehen zu geben, und der menschlichen Freyheit täglich engere Schranken zu setzen. Man denket, spricht, und handelt daher ungemein viel freyer in einem großen Staate als es in einem solchen Duodez Fürstenthume geschieht. Man berechne nun noch in einem kleinen geistlichen Staate den Pfaffengeist überhaupt, der, so lange die Welt steht, habsüchtig, stolz, neidisch, rachsüchtig, und unterdrückend war! Ueber jeden kühnen Schritt eines ehrlichen Mannes kann eine fürstliche Geistlichkeit so sehr entrüstet seyn, als es zur Kriegeszeit irgend ein Herr Lieutenant werden kann, wenn ein vor ihm vorübergehender Bauer oder Jud nicht alsbald den Hut abzieht.

Ich wünschte nicht, daß mich die Gesalbten für ihren Erzfeind halten möchten: so wie sie mir auch nicht zumuthen werden, daß ich sie als meine Abgötter verehren solle. Es will nun einmal Mode werden, so manche Dinge nach ihrem inneren Gehalte zu beurtheilen, wobey denn freilich das eine oft viel gewinnen, das andere noch weit mehr verlieren muß. Ich bin Freund der Wahr-

heit,

heit, Freund der so sehr gemißhandelten Menschheit, und habe das Wohl des Staates unendlich mehr, als das fette Wohlseyn der hohen Geistlichkeit am Herzen. Keiner ihrer Räthe und Höflinge wird, und darf ihnen die unverstellte Wahrheit sagen: Kein anderer mag sie sagen, weil er voraus überzeugt ist, daß man sie mit beyden Händen verstoßen wird.

Es ist, leider! das Schicksal aller Vornehmen, daß sie bey den meisten Begebenheiten dieser Welt, sobald sie sich einmal für diese oder jene Partie oder Meynung zu erklären geruhen, vom Anfange bis zum Ende, oder bis zu ihrem eigenen Untergange als hochvenerirte Gimpel getäuschet werden. Wenn bey der französischen Revolution Fürsten, oder ihre Minister, mit nichts als Kanaille um sich warfen: wenn sie dreist behaupteten, mit einigen Tausenden in Frankreich eindringen, *) und nach Belieben

*) ein nahmhafter deutscher Reichsfürst, noch dazu General-Feldmarschall einer großen stehenden Armee, tadelte an offener Tafel Oesterreichs und Preußens allzu große Anstalten zum bevorstehenden Kriege, indem Er (der Generalfeldmarschall) sich anheischig machen wollte, mit etwa 6000 Mann das ganze Pariser Gesindel auseinander zu jagen! so sprachen Se. Durchlaucht im Aug. 1792. Im Sept. und Octobr. sollen Sie Ihre Meinung verändert haben!

lieben wegnehmen zu können: wenn sie nach ihrer eingeschränkten Einsicht den anzufangenden Franzosenkrieg eine bloße Hasenjagd zu nennen beliebten, in der rühmlichen Zuversicht, daß alsbald alle Linientruppen zu ihnen übergehen würden: wenn sie jede unsinnigste Aristokratenlüge als Evangelium in Ehrfurcht anstauneten: so mußte freilich jeder vernünftige Mann, welcher hierbey in Gesellschaft zu seyn das hohe Glück oder Unglück hatte, seine eigene Gesinnung gewaltsam unterdrücken, und bloß Seiner Durchlaucht oder Exzellenze heuchlerisch beypflichten. Man wußte, daß man bloß mit Aristokratenneuigkeiten, so sinnlos sie auch immer klingen mochten, an solchen Plätzen seine Cour machen konnte: man mußte also entweder ganz schweigen, oder keine andere erzählen. Diese Stimmung gieng bis auf die Livrée herunter. Man hat keine Kammerjungfer, und äußerst selten einen Laquayen, anders als aristokratisch erzählen gehört. Auf solche Art mußten denn die guten Herren erst durch theuere eigene Erfahrung, vielmal mit größtem Nachtheile, von ihrem Wahne zurückegeführet werden! Von dergleichen nachtheiligen Unternehmungen ist meistens keine andere Ursache gewesen, als daß niemand diesen eingeschränkten Köpfen, die gerade

Wahr=

Wahrheit sagen mochte, oder daß sie selbige durchaus nicht hören wollten. Sollte nicht jeder redliche Mann es müde werden, immer mit falschen Nachrichten getäuschet zu werden? Sollte er nicht bloß sich nach reiner Wahrheit sehnen, sie mag nun für diese oder jene Partie günstig oder nachtheilig seyn?

Gesalbte! Ihr befindet euch wirklich in einem ähnlichen Falle: und eine zuverläßige Erfahrung wird es euch noch bestätigen, daß Ihr euch darinnen befunden habet. Euer glänzendes Sæculum ist vorüber, und niemand will euch die klare Wahrheit sagen, oder Ihr wollet sie nicht hören. Etwas frühe oder später werdet Ihr von euerer Höhe gestürzet werden. Dinge, welche bloß bey finstrer Nacht in die Höhe kamen, müssen wieder verschwinden, sobald es heller wird.

Man kan leicht gewisse Begebenheiten in der Welt früher und richtiger sehen, als andere Menschen, wenn man sich möglichst befleißet, durch eine unbeschmutzte Brille zu sehen. Der Sturz der geistlichen Macht ist dermal leicht voraus zu sehen. Ein unwillkührlicher Sturz wird für sie schimpflich seyn, und sie allenthalben lächerlich und verächtlich machen. Der Sturz der Prinzen, des Adels und der hohen Clerisey in Frankreich

kann

kann hier abermal zum Beyspiele dienen. Woferne nun die katolische hohe Geistlichkeit dem Unheil zuvorzukommen, und freywillig selber herunter zu steigen suchen würde: so könnte ihre Ehre und Achtung gerettet seyn. Sie würde im Gegentheile noch an Hochschätzung und wahrem Wehrte gewinnen. Möchten doch die gefürsteten Bischöffe zeitlich bloß ihren Hirtenstab in die Hand nehmen, sanftmüthig die ihnen anvertrauten Schafe weiden und führen, woferne diese glauben, daß sie geistliche Führung nöthig haben! Möchten sie doch das Schwerdt zurücke, und an jene geben, welche es besser, und mit mehr Anstand und Nachdrucke zu führen wissen!

Es ist eine durchaus anerkannte Wahrheit, daß die geistlichen Fürstenthümer am meisten dazu beytragen, das teutsche Reich in seiner Ohnmacht zu erhalten. Noch einige mächtigere Reichsfürsten, welche sich im nöthigen Falle vereinigen könnten, würden dem Reiche Ansehen, und eigene Kraft gegen den stärksten Potentaten geben. Es versteht sich hierbei, daß man mehrere geistliche Fürstenthümer in eines vereinigen, und mit einem weltlichen Fürsten besetzen müßte.

Sollte sich nun unter der Zahl der Gesalbten ein rechtschaffener Mann befinden, welcher kein

ande-

anderes Anliegen hat, als sein Volk glücklich zu machen, und dessen Raçe daher von Gutgesinneten in dem Lande zur Nachfolge gewünschet wird: so werfe er den Priesterrock von sich; er vermähle sich, und bilde einen weltlichen Staat. Der geschickteste und würdigste von seinen Söhnen sollte alsdenn zu seinem Nachfolger in der Regierung vom Volke gewählet werden. Nicht just der älteste, wie es unglaublicher Weise in weltlichen Staaten herkömmlich ist, sollte vom Vater den Fürstenhut erben, wenn der älteste unter den übrigen der untauglichste ist. Für's Geld wird Vater Pabst zu einer solchen Fürstenheyrath die dispensation gar willig geben: ein vernünftiger Mann wird aber heyrathen, wenn es ihm zuträglich scheint; er wird sein Geld behalten, und keines römischen Dispensirens nöthig haben. Es wird sich alsdenn schon auch eine Prinzeßinn finden, welche den in einen Fürsten metamorphosirten Priester und Edelmann zu ihrem Gemahle nehmen wird.

Wer nun noch Lust dazu hat, die Staatsverfassung und Privatwirthschaft eines jeden geistlichen Fürsten etwas genauer zu untersuchen, kann sich am deutlichsten überzeugen, daß ihre Länder durchaus nicht unter die glücklichen können gerechnet

rechnet werden. Außer den mannigfaltigen Gebrechen, welche schon der geistliche Stand, und der kleinstädtische Zirkel, in welchem der Candidat eines geistlichen Fürstenhutes aufgewachsen ist, mit sich bringen, hat er durchaus keine Bildung zum Regenten erhalten. Jeder gut erzogene und vernünftige Bürger wird die Gebrechen und das Interesse, die Stärke und Schwäche seines Vaterlandes besser kennen, als es der Domherr, meistens noch ein Ausländer, hat kennen gelernt, obschon sich dieser für unendlich geschickter zur Regierung hält, als jeden andern vom bürgerlichen Stande. Der Herr Baron war vielleicht als Jüngling in Paris, lernte Schauspielhäuser, Promenaden und Bordelle kennen, und ließ sich als Baron allemand auslachen; oder er war sonst in einer großen Stadt, suchte sich bloß zu adlichen Gesellschaften und Feyerlichkeiten zu drängen, und kehrete nun zurücke, ohne sich um die Polizei und Verfassung des Landes, um Cultur und Nahrungszweige, um seine Stärke und Schwäche bekümmert zu haben, welches man freilich auch nicht in den Gesellschaften der hohen Noblesse kennen lernet. Nun ist er doch der Mann, welcher gereiset hat, welches nicht allen von seinen Herren Chorbrüdern zu Theile wurde, und darf als Dom-

herr schon einige Ansprüche mehr zur künftigen Fürstenwahl machen. Als Domherr erhält er nichts als Schmeicheleien. So wie man überhaupt in geistlichen Staaten mehr kriechend ist, als anderwärts: so verbeugt sich auch beynahe schon alles vor dem Chorherrn, welcher sich hochwürden Gnaden heißen läßt, und auch so unverschämt ist, es von den kleinstädtischen Weibern der fürstlichen Räthe und ihren Töchtern anzunehmen, oder gar zu verlangen. Alles besorget, der gnädige Herr möchte einstens zum Fürsten gewählet werden, oder sonst eine wichtige Präsidentenstelle erhalten, und alsdann Gnade oder Ungnade nach Willkühr vertheilen.

Zu unsern Zeiten hat sich der Erzbischof von Mainz zum Nachtheile seines Landes, und fast des halben Reiches so auffallend ausgezeichnet, daß ganz Europa von der Untüchtigkeit eines solchen geistlichen Regenten auf die auffallendste Art überzeugt werden mußte. Dieser Marionettenkönig that alles, um auf dem großen Welttheater eine bedeutende Rolle spielen zu wollen: es wäre also Unbilligkeit, wenn ihm auch nicht in der Geschichte sein Platz, wie er es verdienete, angewiesen würde. Ein Sybarit, eingeschränkter Kopf, Egoist, und kindischer Geist wollte sich zu Kaiser

und Könige gesellen, um sich einstens rühmen zu können: wir drey (Trio mal choisi) haben die Franken bezwungen; wir drey haben Europa in Schranken gehalten. Nichts als albernste Ruhmsucht und Eitelkeit bewog ihn zu seinen Unternehmungen. Die Emigrirten, welche bey ihm wie zu Hause waren, hatten ihn Emigrantenpapa geheißen: die französischen Damen hatten das alte Kind gestreichelt und geküsset (seitwärts wieder ausgespien): sein Mainzer Adel glaubte, daß die Sache des teutschen Adels bey Unterdrückung des französischen Adels gleiche Gefahr laufen könnte: sein Kanzler ein sinnloser Aktendrescher und eine politische Mißgeburt, nebst andern Ministern, steifeten ihn in seinem unbesonnenen Vorhaben: und so wollte dann der blödsinnige Geck in Europa sich als sehr bedeutend zeigen, wollte gemeinschaftliche Sache mit dem Kaiser und Preußens Könige machen, welche beyde ebenfalls auch bloß durch Adel und Emigranten gleichsam mit verbundenen Augen zu dem unüberlegtesten, nachtheiligsten, und ehrelosesten Kriege, er mag auch noch so glücklich ausfallen, geführet wurden. Der Baron von Erthal, oder gentilhomme parvenu, wie ihn die französischen Prinzen unter sich nannten, wollte als armer Reichs-Fürst mit den zwey bedeu-

deutendesten Mächten sich verbunden, und gegen eine große Nation zu Felde ziehen. Nos poma natamus?

Die ordentlichen Revenüen des Erzbischofs und Churfürsten von Mainz betragen kaum eine Million Gulden. Der jetzige Churfürst nahm aber alles zu Hülfe, wodurch er sich Geld verschaffen konnte. Er verkaufte Güter, welche zum Churfürstenthume gehörten. Er hatte die reichsten Klöster aufgehoben, und wußte davon das meiste an sich zu ziehen. Er häufete Schulden auf Schulden. Alle Kammeralabgaben wurden aufs Höchste gespannet, denn jeder elende Finanzrath macht sich bey solchen Fürsten einen Ruhm daraus, wenn er eine neue Abgabe auszustudieren, oder die alten zu erhöhen weis. Dem Churfürsten wurden vom Lande 8000 Mann Soldaten bezahlet, deren er aber nur 1800 hielte, und das Uebrige meistens an den Adel verwendete, um seine Vettern und andere zu Generalen machen, und dadurch seinen Hofstaat vermehren zu können. Als endlich alles nicht hinreichen wollte, um den Lux und die Schwelgerei des wollüstigen Erzbischoffes zu befriedigen, zog er alle Cassengelder an sich, mit dem Versprechen, sie einstens wieder zurücke zu geben, welches er aber vermuthlich seinem Nach-

folger überlassen wollte. Er hatte also die Depositengelder, die Cassen der Wittwen und Mündeln verschlungen. Eine Handlung, welche in der ganzen Welt mit Infamie gebrandmarket ist! Als er nun beym Einfalle der Franken flüchtig wurde, folgeten ihm die Flüche armer Bürger bestohlener Wittwen und Pupillen nach, welche er durch den Cassenraub ins Unglück gestürzet hatte.

Sein ganzes Bestreben gieng nur dahin, wie es meistens bey Parvenus gewöhnlich ist, in der Welt groß und glänzend zu scheinen. Er suchte es daher an Tafel und Hof-Lux dem Kaiser und dem Könige zuvor zu thun. Was soll man nun von den Domherrn halten, welche sich anstatt der vorher gewöhnlichen Landständen eingedrungen haben, und nun solche Männer zu Fürsten wählen? von Domherrn, welche bey allem solchem Unfuge als bloße Schafsköpfe, und dumme Zuschauer sich ganz ruhig verhalten? Als dieser übermütige Erzbischof seine Truppen gegen Frankreich sendete, wodurch er noch über sein verarmtes Land, über sich und seine Dienerschaft das größte Unglück zog, nahm man gewaltthätig den Bauern die besten Pferde weg. Man taxirete das Pferd zu 7 Louis und wenn es mehr als 20 wehrt war. Man gab dem Bauern 4 Louis, mit dem Ver-

sprechen, daß er die übrigen 3 Louis erst nach dem Kriege bekommen sollte, im Falle er sein Pferd nicht wieder zurücke bekäme. Die Erzbischöfliche Armee wurde aber bald bey Speyer gefangen: die armen Bauerjungen waren samt den Pferden dahin, und so auch der Rest von den schuldigen Louis, da der gedemüthigte Erzbischof selber flüchtig werden mußte. Da Cüstine das erstemal in Worms einfiel, schickte er Deputirte aus Worms nach Mainz, um die angesetzte Brandschatzung einzufordern. Der Churfürst schlug die Brandschatzung mit solcher Impertinenz ab, daß der abgeschickte Wormser Hofrath sich nicht mehr zurücke getrauete, sondern seine Antwort schriftlich nach Worms schickte, und selber seitwärts seinen Weg nahm. Es hieß, Cüstine solle selber nach Mainz kommen, um sein Geld zu holen: man wäre nicht gewohnt an dergleichen Gesindel Geld zu zahlen. Cüstine nahm Geißeln mit: der Churfürst strafete die Räthe, welche entwichen waren, und beschloß, jene aufzuopfern, welche als Geißeln mitgenommen waren. Cüstine hatte die Einladung angenommen, und kam bald hierauf selber nach Mainz: aber unser Held und seine Rathgeber wußten sich mit der Flucht zu retten. Auf seiner Flucht im Eichsfelde war seine erste Sorge, sich seine besten

Köche und seine Garden nachfolgen zu lassen. Doch machte er hier im stolzen Hof=etikette einen großen Einbruch. Sein Lieblings=Kammerdiener, welcher immer sein geheimer Vertrauter gewesen war, mußte mit ihm an der Tafel speisen, und der Kanzler mußte ihm den ganzen Tag in Spaß und Unwissenheit unterhalten.

Bey dem Einfalle der Franzosen wurde der Kirchenschatz von Worms, und jener von Mainz von außerordentlichem Reichthume geflüchtet. Auch aus der Residenz wurde alles Mögliche fortgeschickt. Ein Domherr begleitete den Kirchenschatz: vielleicht nach Holland oder weiter. Schon einige Jahre zuvor wurden aus dem Kirchenschatze große Perlen Pfundweis verschleudert. Der Einkäufer Vornis wird freilich auch davon seine Extraabgaben haben entrichten müssen. Wann, und ob dieser berühmte Schatz, womit man das verschuldete Land hätte retten, und glücklich machen können, wieder zurücke kommen wird, muß die Zukunft lehren.

Ich habe mir Mühe gegeben, alle diese Nachrichten aus zuverläßigen Quellen zu erhalten; auch sind sie mir von mehr als einem Augenzeugen bestätiget worden. Man hat mir noch weit mehr Anekdoten über das Privatleben dieses elenden

Mannes

Mannes mitgetheilet, welche ich aber hier nicht vorbringen will. Man glaube aber nicht, daß andere geistliche Staaten merklich besser regieret werden. Ich könnte hierüber von mehrern, und beynahe allen, gründliche Gegenbeweise führen. Man wird auch finden, daß verhältnißmäßig die meisten Processe der Unterthanen gegen Fürsten an Reichsgerichten die geistlichen Fürsten betreffen. Der geistliche Despot greift immer um sich. Um ein wildes Schwein, ein Bischen Jagd, führet er mit seinen Unterthanen, so lange er lebet, Prozeß, wenn er auch vorsieht, daß sie alle darüber in Armut gerathen. Ich kenne einen Bischof von diesem Schrote, welcher ungeachtet des Zuredens wichtiger Männer, und der Vorschläge von den Richtern selbsten weder nachgiebt, noch sich auf irgend eine Art mit seinen Unterthanen vergleichet, sondern den verzehrenden Sau-Prozeß auf alle mögliche Weise fortzusetzen trachtet. Herr von Trenk sagt Wahrheit, wenn er schreibt:

"Wo Stolz und Scepter sich vereint,
Da ist der Fürst kein Menschenfreund."

Der Churfürst von Trier, welcher vielleicht in manchem Betracht als ein Gegenstück vom Churfürsten von Mainz könnte angesehen werden, zog seinem Lande fast eben soviel Unheil aus Schwäche

zu, als zu Mainz aus Eitelkeit, kleinstädtischem Stolze, und verdorbenem Herzen geschah. Es ist bekannt, daß der fromme und schwache Erzbischof, von seinem eleganten und eingeschränkten Minister geführet, alles Geld verschwendete, um die durch Sittenlosigkeit, Verschwendung, Stolz, und närrische Unbesonnenheit sich auszeichnenden französischen Prinzen samt ihren Mätressen und Höflingen, welche der Auswurf des französischen Adels waren, unterhalten zu helfen. Diesem ungezogenen Haufen wurden Meubeln, Wagen und Pferde aufgeopfert. Der Erzbischof schickte seinen französirten Minister Duminique nach Wien: an allen Höfen ward um Hülfe für die Prinzen und Emigrirten gewinselt. Freilich hatte er Beschwernisse gegen Eingriffe der Franken, in seine Erzbischöfliche Würde, welche der Mainzer nicht vorwenden konnte. Aber im Grunde war es bloß um die Wiederherstellung der ausgewanderten Prinzen und des Adels zu thun. Zuverläßig ist ihm nie, nicht eine Stunde in seinem Leben, das Wohl seiner dürftigen Unterthanen so nahe an das Herz gegangen, als die Sache dieser in ganz Europa, bey jedem Rechtschaffenen verhaßten und verachteten französischen Schwelger. Er, ein Fürst des deutschen Reiches, vergaß sich so weit, daß er um

Rußi=

Rußischen Schutz ansuchte, und ein gedungener Schmierer Roth, wollte es durch eine heuchlerische Schrift darzuthun suchen, daß Rußlands Kaiserinn als Beschützerinn des teutschen Reiches anzuerkennen wäre: und andere teutsche Fürsten und Gelehrte rügeten diesen Meineid nicht!

Jedermann kann bey den trierischen Unterthanen das Gepräge der gröbsten Dummheit, und der betrübtesten Armut beym ersten Anblicke im Gesichte lesen. Hätte nun der fromme Fürst die auf unverantwortliche Weise verschleuderten Summen zur Bildung des Menschenverstandes, und Ausrottung des Mönchaberglaubens, für Schulen und gute Anstalten zur heilsamen Industrie, also zum Glücke und zur Besserung seines stupiden Volkes verwenden wollen: so hätte er ein heilsameres Werk verrichtet, als alle Betstunden und Kirchenceremonien, welche der Andächtler besuchet. Er war so schwach, daß er die Emigrirten versicherte, daß er es bereuete, sein Palais gebauet zu haben, da er sonst so gerne die fünf Millionen, welche es gekostet hätte, zum Dienste der Emigrirten widmen wollte.

Ueberhaupt soll ein Fürst kein Andächtler sein, weil alsdann nur die niederträchtigste Heucheley, und nicht Rechtschaffenheit, der Ton des Hofes

wird. "Was mich angeht, sagt Abbé Pilati, der ich selten von den Gesinnungen des großen Haufens bin, so kann ich von den Andächtigen keine große Meynung haben: der Himmel beschäfftiget sie zu sehr, als daß sie sich der Erde erinnern sollten; und sie sind zu voll von ihrem Schöpfer, als daß sie sich würdigen sollten, auf die Geschöpfe zu sehen." Pope sagte: "der ärgste unter den Rasenden ist der, welcher vor Heiligkeit raset."

Zum Schlusse will ich nur doch dieses einzige über geistliche Fürstenthümer zu erwägen geben. Jedermann weis, in welcher Unordnung und Unruhe ein weltliches Land ist, wenn die Familie seines Fürsten ausstirbt, und ein anderer die Regierung erwartet. Welches Mißtrauen, welche Heuchelei, welche Zweydeutigkeit, und bange Besorgniß unter der Dienerschaft, und im ganzen Lande? Nun überlege man nur, daß das Land eines geistlichen Fürsten bey jedem Regenten, so wie er älter an Jahren oder kränklich wird, in dem nämlichen Falle ist. Wäre nicht bloß dieses Unheil Beweggrund genug, diesem geistlichen Spielwerke ein Ende zu machen?

Von

Von der Revolution in Frankreich, und dem daher entstandenen Kriege.

Mr. Meilhand hatte sehr passend seiner Geschichte von den Ursachen und dem Ursprunge der französischen Revolution den von einem andern Schriftsteller entlehneten Spruch vorgesetzet: "wenn ein Land durch ein einziges Treffen verloren geht, so lag schon der hinreichende Grund in selbigem, warum es durch ein einziges Treffen zu Grunde gehen konnte." Mannichfaltige Ursachen, deren Mr. Meilhand die meisten anführet, hatten Frankreich in eine solche Lage gesetzet, daß seine Regierungsform bey dem ersten Stoße gänzlich zerfallen mußte.

Es war Stolz und Tyrannei des für ganz Europa zum Unglücke gebornen Ludwig XIV. und es war Schwäche, äußerste Schwäche seiner Nachfolger, wodurch das Land in unheilbare Verwirrung sank. Die täglich überhand nehmende Corruption der Höflinge hatte das Uebrige zum gänzlichen Verfalle eines mächtigen Reiches beygetragen. Friedrich II. prophezeihete es in seinen Werken: jeder vernünftige Staatsmann besorgte es: und wenn der Briefwechsel in lettres historiques

politi-

politiques & critiques zwischen einem teutschen Grafen von Bertin, und einem französischen Staatsmanne seine Richtigkeit hat: so war es pünktlich vorausgesehen, daß ein völliger Umsturz der bisherigen Verfassung nothwendiger Weise entstehen mußte. Ein geringer Umstand konnte nun hinreichend seyn, den Ausbruch dieses politischen Erdbebens ins Werk zu setzen.

Auch viele Großen in Frankreich, welche ein wenig den Lauf der Dinge berechnen konnten, fühleten schon voraus, daß eine unvermeidliche Revolution immer näher rückete. Manche verkauften ihre Güter und Effekten, manche kauften sich auswärts Güter, und so verließen sie ihr Vaterland, ohne den wirklichen Anfang dieser gewaltigen Revolution abzuwarten. So machte es ein alter Exminister Bertin, und außer ihm noch mancher andere. Es war allzu handgreiflich, daß das zur äußersten Corruption und Armseligkeit gebrachte Land nicht mehr bey seiner bisherigen Verfassung bestehen konnte: aber niemand wollte thätig genug seyn, um kräftige Mittel an die Hand zu geben, wodurch dem Uebel wäre zu steuern gewesen. Jeder suchte vielmehr noch aus den Trümmern eines zerrütteten Staates sich alle nur mögliche Vortheile zuzueignen.

Die Bischöffe hatten schon lange ihre Wohnsitze in dem Hauptorte des Luxes, der Ueppigkeit und Betrügerei, in der Residenzstadt Paris, aufgeschlagen. Sie hielten sich Mätressen, und verschwelgeten auf alle mögliche Art die reichen Einkünfte ihrer Bißthümer. Sie sahen ihre Kirchsprengel, von welchen sie als oberste Seelenhirten angestellet waren, bloß als Exilien an. Ludwig XV, wie man in den Memoiren der Pompadour lieset, konnte einstens die hohe Geistlichkeit auf keine Weise dazu bringen, ihm zu willfahren, bis er sie auf Anrathen seiner Mätresse auf ihre Diöcesen verwies. Sie thaten und opferten alles, bloß wieder ihren Prunk, ihre Galanterien und Intriguen in der Residenzstadt fortsetzen zu können.

Die Prinzen und der Adel plünderten den König: die Fermiers nageten an dem Landmanne, und schunden ihn: alles betrog und stahl. Verschwendung und Abgaben waren auf das höchste gekommen: und die Armut des französischen Bauers hatte in Europa ihres Gleichen nicht: o wie auf der andern Seite die Schwelgerei und Sittenlosigkeit der Prinzen, Bischöffe und des Adels ohne Beyspiel war. Im ganzen Staate entdeckte man nichts als Mißbräuche von allen Gattungen. Der Kriegs-Minister schenkte gegen

die Neujahrszeit seiner Mätresse eine Anzahl von 30 oder 50 croix de St. Louis, welche sie verkaufte, daher an jedem Neujahrstage so viele unbekannte Ritter auftraten. Ein anderer Minister gab der Seinigen eben so viele Lettres de cachet, welche von Bösewichtern theuer bezahlet wurden, um aus Rache oder andern Absichten andere Menschen unglücklich machen zu können. Und so schändlich wurde auf allen Seiten mit Ehre, Vermögen und Leben der Einwohner des schönsten Königreiches gewirthschaftet! Ich erzähle keine Verläumdungen, sondern Thatsachen, welche mir von Aristokraten selbst im Vertrauen mitgetheilet wurden, und auch von jedem forschenden Geiste schon lange ausgekundschaftet waren. Endlich fühlete noch die ganze Nation in traurigem Staunen, in welche erniedrigende Ohnmacht sie versunken war, als man die Holländer zu einer Empörung gehetzet, und hernach bey Annäherung der Preußen schimpflich verlassen hatte.

Kurz, der Ursachen waren sehr viele, welche die Köpfe zu einer allgemeinen Unterstützung der Regierungsforme vorbereiten mußten. Gewiß war es auch hierzu ein wichtiger Beytrag, da man im Anfange der achtziger Jahre ein Gebot ergehen ließ, daß künftig niemand Officier werden könnte,

der nicht vier Ahnen erprobet hätte. Es war herkömmlich bey jedem Kriege unendliche Pensionen für die Offiziere vom Könige zu erpressen, besonders wenn ein Treffen zum Ruhme der Franzosen ausgefallen war. *) Nun wollte freylich der Adel nach herkömmlicher Weise gerne alles allein verschlingen, und die Bürgerlichen sowohl von dem Militärrange, als von solchen Vortheilen ganz verdrängen, weswegen dieses unsinnige Decret ausgewirket wurde. Es schien hieraus, daß der Adel nicht mehr durch Heldenmuth, sondern durch Bezahlung oder schlechte Handlungen sollte erworben werden.

Der verschwenderische Aufwand, welchen die vornehmen französischen Aristokraten im Anfange

ihrer

*) Es war einstens ein Krieg, wo ein Treffen mit Schande verloren wurde, wie die Pompadour in ihren Memoires erzählet. Diesmal, sagte der schwache Ludwig XV, werde ich doch nicht wieder um Pensionen gequälet werden, da sich meine Offiziere keine Ehre erworben haben. Aber der König wurde so arg als jemals um Pensionen behelliget. Es kam dahin, sagte Pompadour, daß der König den Offizieren Pensionen bloß als Presenzgelder bezahlen mußte.

ihrer Auswanderung in fremden Ländern machten; ihr ungesitteter Stolz, ihr ungestümes, unbesonnenes, sittenloses Betragen, erpreßten von jedem unpartheiischen Beobachter die Anmerkung: "wie werden diese Menschen sich erst in ihrem Lande, in ihrem Wohlstande, und mit ihren Untergebenen betragen haben?" Ich könnte hier unzählige Beyträge von französischer Impertinenz hersetzen. Freylich fiengen sie nach und nach an, den Ton ihrer Dreistigkeit und schamlosen Ungezogenheit ziemlich herunter zu stimmen. "Wenn nur der vierte Theil wahr ist von dem, was ich Böses von Ihnen gehöret habe, sagte die Königin von Neapel ganz naiv zur Herzogin Polignac, so wäre es schon allzuviel." Madame Polignac spielte nun freylich die Rolle der bescheidenen und eingezogenen Leidenden, und suchte dadurch in Neapel und Wien schwache Herzen zu rühren. Hierbey that sie nebst ihrem Anhange in Wien ihr Mögliches, den Hof und das Ministerium zum Kriege gegen Frankreich zu stimmen.

Es war eine Zeit, wo der unvernünftige Despot Ludwig XIV. die Hugenotten aus seinem Lande jug. Man hat diese Ausgewanderten an jedem Orte, wo keine Jesuiten den pinselhaften Fürsten regierten, mit Freuden aufgenommen: und Teutsch-

land

land ist ihnen noch dankbar dafür, indem sie Künste, Fabriken, Wissenschaften, und Aufklärung auf teutschen Boden verpflanzeten. Aber dermal ist man in jedem Lande in Verlegenheit, wo sich französische Emigrirten niederlassen wollen. Man ist fast eben so in Besorgniß und Unruhe darüber, als wenn ein Zug Heuschrecken ins Land gefallen wäre. Die Ursache hievon läßt sich leicht errathen. Jenesmal kamen nützliche Menschen, geschickte Handwerker, Künstler, Gelehrte; es kamen Bürger: aber dermal wandert bloß die unnützeste Menschengattung aus Frankreich, von welcher man nichts als Beschwerden und Unordnungen zu erwarten hat. Es kamen jetzt bloß Pfaffen, Edelleute, Damen und Mätressen, fruges consumere nati. Man machte sie im Anfange wohl als Gäste dulden, und ihnen für ihre Ungezogenheiten und Prätensionen ihr theures Geld abnehmen: aber kein Staat, kein Privatmann mag sie in irgend einer Gegend als beständige Einwohner dulden. Sie werden überall, wo man sie hat kennen gelernet, gleich Aussätzigen verabscheuet, und fortgewiesen. In der Crimme braucht man Hände zum Arbeiten, und kein verzehrendes Ungeziefer. Welcher lächerliche Plan also, wenn man die Crimme zu einem Palästina für die Emi-

girten bestimmet! Ich denke wohl, daß am Ende eines mit dem andern sich wird betrogen finden.

Wenn man die eigenen Geständnisse in den Memoires der Pompadour, und du Barry, und Vie privé de Richelieu, und andere Schriften liest: so kann man sich hinlängliche Begriffe von den Unordnungen machen, welche Frankreich zur Verzweiflung bringen mußten. Ohne noch weiter zu untersuchen, was zu dieser großen Revolution mag beygetragen haben, ist es zuverläßig, daß jeder vernünftige Staatsmann sie voraus besorgete, daß sie auch von andern Höfen vorhergesehen, und zum Theile angefachet wurde. Das große Werk nahm aber nun freilich eine andere Wendung, als man es vermuthet hatte. Die Absicht der Höfe und vieler Großen war, daß das Reich zertrennet, unter Prinzen vertheilet, und kraftlos werden sollte.

Der Schlag war nun geschehen. Die Nation warf sich als Gesetzgeberin auf, wovon der König den Auftrag der Erfüllung bekam. Feudalrecht, Adel, Majoratrecht, Immunität, und ähnliche Geburten der finstern und barbarischen Zeiten, wurden gänzlich aufgehoben. Alsbald wurde Adel und Clerisei in ganz Europa wie durch einen elektrischen Schlag in Bewegung gesetzt. Man befürchtete

fürchtete ein so auffallendes Beyspiel, und suchte auf allen Seiten Rache für das Crimen laesae Nobilitatis. Wer Lehen in Frankreich hatte, verlor freylich dabey. Die Nation both endlich Unterhandlungen an, und versprach Entschädigung. Es war aber nicht so sehr um Entschädigung, als um Wiederherstellung des Adels, und um Rache zu thun. Schwache Köpfe fiengen schon an, Vertheilungen der Provinzen Frankreichs zu entwerfen, woferne die Nation sich nicht wieder ganz zur alten Verfassung bequemen wollte. Die französischen Prinzen, Adlichen, und Geistlichen emigrireten schaarenweis: der auswärtige Adel empfieng sie brüderlich, und machte gemeine Sache mit ihnen. Alle schrieen: Wiederherstellung, Rache und Untergang der verwegenen Nation! Große Fürsten thaten, was ihr Adel, oder die Politik anderer Höfe mit ihnen machen wollte.

Die Französischen Damen und Mätressen suchten ebenfalls ihre Kunstgriffe und Kräfte geltend zu machen. Die deutschen Damen beflissen sich mit ihnen zu wirken. Der König der Franken hatte dreyßig Millionen Livres, die vollziehende Macht, war Herr über Armeen, Gesandten, Minister. Aber das durfte dem von Adel und Pfaffen bis zum Tode geführten Könige, den sonst bloß

eine gute Mahlzeit befriedigen konnte, nicht hinreichend seyn. Er mußte sich der Nation untreu und meineidig bezeigen, und ein unglückliches Opfer seines rachsüchtigen Adels und der Intrigue werden. Kaiser Franz mußte die von der fränkischen Nation entworfene Constitution zur Revision verlangen: Truppen, welche an den Gränzen standen, wurden nicht zurückgenommen, sondern täglich vermehret. Kurz, es geschah alles, um die Franken zur Erklärung des Krieges zu reizen. Und so entstand denn der jetzige Fraubasenkrieg, dessen sich die Nachwelt schämen wird. Es war allgemeine Sprache, daß sich du Mourier hätte sehr reichlich bezahlen lassen, um an Oesterreich den Krieg zu erklären: so wie vorher Rußland die Pforte dahin zu bringen wußte, daß sie Krieg erklären mußte, weil man doch immer gern vor den Augen der Welt den Anschein haben will, als wenn man die gerechteste Ursache zur Ergreifung der Waffen hätte. Gewiß ist es, daß manche der vornehmsten Emigrirten und die Großen in Wien es voraus wußten, daß Frankreich den Krieg erklären werde.

Die Franken, denen Uebereilung und Eigenliebe allzeit so eigen waren, wollten sich nun dem übrigen Europa zur Nachahmung aufdringen. Sie

suchten

suchten auf alle Wege Proselyten zu machen, Freyheitsbäume zu pflanzen, Brochüren zu vertheilen, anstatt daß sie durch mannhafte Einrichtung ihres neuen Staates das beste Muster hätten aufstellen können. Uneinigkeit, Cabalen, Betrügereien der Comissärs, brachten für sie die meisten Unordnungen.

Unterdessen werden es unsere Nachkömmlinge nie zusammenreimen können, daß Oesterreich sich Frankreich auf ewig zum Feinde zu machen suchte, an dessen Freundschaft ihm am meisten hätte sollen gelegen seyn. Vermuthlich wird man es in Zukunft bereuen, daß man sich so ganz zur Unzeit von Adel und Fraubasen leiten ließ. Eine nahe Verbindung Preußens mit Rußland, und andere Verbindungen werden wahrscheinlicher Weise bey Oesterreich noch bittere Reue verursachen. Eben so wenig wird es die Nachwelt begreifen wollen, wie ein König von Preußen platterdings ohne alle Ursache, bloß, um seinem mächtigsten und natürlichen Feinde zu helfen, vielleicht bloß aus kriegerischer Eitelkeit oder Ministerabsicht, sich dazu entschloß, seine ganze Macht zu diesem Kriege zu widmen, seinen Schatz aufzuopfern, und sich dadurch für die Zukunft kraftlos und unbedeutend zu machen. Die Zeit wird es lehren, ob nicht beyde

Höfe ein anderes Mittel treffen werden, um sich auf andere Art, vielleicht auf Unkosten eines Dritten, schadlos zu halten. Rußland wird noch spät über seine Nachbarn lachen, daß es sie so eifrig mit einem unsinnigen Kriege zu amüsiren, und sich dadurch in allem freye Hände zu verschaffen wußte. So können Höfe zu den nachtheiligsten Unternehmungen verleitet werden! Man überließ Pohlen Rußlands Willkühr: man setzte Constantinopel der Rußischen Eroberung aus, besonders, da auch England seine Kraft gegen Frankreich verwenden wollte. Man ruinirte Teutschland: und man hatte einen halben Welttheil zu Grunde gehen lassen, bloß um Rache für Adel und Clerisei in Frankreich nehmen zu können. Doch wir wollen alles dieses der Einsicht oder Anordnung der Kabinette, und dem Schicksale überlassen. Die Zeit wird von allem die beste Lehrmeisterinn seyn.

Vernünftige Emigrirte, deren Anzahl freilich sehr gering war, sahen es deutlich ein, daß in ihrem Vaterlande keine Wiedervereinigung zu erwarten war. Sie sahen es vor, daß diese Revolution nicht ohne Krieg und gänzliche Zerrüttung würde zu Ende gehen. Unsere Prinzen, sagten sie, werden von intriguanten Weibern gehetzet, von rachsüchtigen Priestern, den emigrirten Bischöffen

schöffen, berathen. Bey solchen Rathgebern war allerdings kein billiger Vergleich, und keine großmüthige Aussöhnung möglich. Auch behaupteten die stolzen Prinzen durchaus, daß wieder alles in den vorigen Stand, und auf die alte Verfassung, müßte gesetzt werden. In den vorigen Stand! da doch jedermann vorausgesehen, und es die Erfahrung bestätiget hatte, daß das uniirte Reich sich nicht länger mehr in seinem vorigen Stande erhalten konnte!!! Unauslöschlich wird es in der Geschichte bleiben, und eine unpartheyische Nachwelt wird es nie begreifen wollen, daß alle oder doch die meisten europäische Mächte sich durch das Plaudern, Hetzen und Lügen der Emigrirten zur wärmsten Theilnahme hinreißen ließen, und daß sie das Glück ihrer Unterthanen, und den ruhigen Besitz ihrer Länder daran wageten, um die Sache der Emigrirten vertheidigen zu helfen. Staatskrankheiten können manchmal so gut, als hitzige Fieber, epidemisch werden.

Unterdessen lag doch auch fast allen Emigrirten die Erhaltung Frankreichs auf gewisse Art am Herzen. Sie waren äußerst unruhig, als sie argwohneten, daß Oesterreich und Preußen Theilungsabsichten haben möchten. Sie riefen Rußland um Hülfe, damit es keine Theilung zulassen

 möchte.

möchte. Sie hinderten deswegen die combinirten Armeen, durch Elsaß oder andere Gegend einzudringen, und führten sie durch das magere Champagne, in Hoffnung, geschwind nach Paris zu kommen, und alsdenn die teutschen Truppen ohne Eroberung wieder zurück zu schicken. Mirabeau Tonneau hatte schon Verdruß, als er sich geäußert hatte, daß die Teutschen nur die Emigrirten nach Frankreich führen sollten, wo sich alsdenn die Nation vereinigen, und die Teutschen wieder zurückpeitschen würde. Sie waren auch nach dem Zurückzuge aus Champagne sämmtlich so mißvergnügt, besonders über die Preußen, daß sie sogleich wieder mit Wuth selbst gegen die Combinirten hätten fechten helfen, wenn ihnen die Nation Amnestie, und freye Zurückkunft in ihr Vaterland, wo sie sich als Bürger betragen wollten, zugestanden hätten.

Es mußte also Krieg, und ganz Europa in Bewegung seyn, um sich gegen innere Einrichtungen eines fremden Reiches zu widersetzen. Oesterreich und Preußen mußten sich aufopfern, damit Rußland ungestört mit Pohlen, und etwa gegen die Türken verfahren konnte. Englands Angelegenheit war es nicht, als Friedensvermittler aufzutreten, sondern es hoffete am Ende etwa die meiste

Ehre

Ehre, und den größten Vortheil, einzuerndten, und zu seiner Zeit ganz Europa, oder die ganze Welt seinen unumschränkten Handelsdespotismus fühlen zu lassen. Das teutsche Reich wurde an Lebensmitteln aufgezehret, wurde selbst noch in den Krieg verwickelt, und mußte alles Ungemach des Krieges fühlen, weil ein unsinniger Marionettenkönig, der Erzbischof von Mainz, sich mit den größten Höfen hatte vereinigen, und eine kriegerische Rolle spielen wollen, worüber seine Residenz, die wichtigste Gränzvestung des teutschen Reiches verloren gieng. Ein schwärmerischer Edelmann, animula despotula, schrieb einen Aufruf an die teutsche Nation aus: das Vaterland ist in Gefahr, hieß es. Als wenn ganz Teutschland und ganz Europa nicht im Stande wären, eine fränkische Armee über die Gränzen zu jagen. Es war ihm um den Umsturz der Religion vermutlich so bange, da er vielleicht selber nicht einen Funken davon in seinem Herzen hat. Mundus vult decipi, mag seine Grundregel gewesen seyn. Man hat wohl von seinem Kopfe, aber nie von seinem Herzen etwas Rühmliches gehöret. Er verlangte allgemeine Kriegsbeysteuer von teutschen Patrioten. Endlich war diese Collekte gar ein Geschäft des hohen Reichstages geworden, wo dann

die zwey und drey Gulden von nicht genannt seyn wollenden christlich eingeschrieben, und bekannt gemacht wurden. Ob es zu Teutschlands Ruhm und Ehre geschah, verstehe ich nicht? Allenthalben wurde Preßfreyheit und Bücherlesen eingeschränket und gegen Aufklärung geschimpfet, als wenn irgendwo noch Aufklärung Empörungen erwecket hätte. Druck war es, der die Franken, der ehedessen die Holländer, die Schweizer, die Bauern im bekannten Bauernkriege, endlich zur Empörung brachte, und bringen mußte. Die abergläubischen Niederländer hatten vor einigen Jahren gewiß nicht aus Aufklärung zur Fahne des Van Eupen und Van der Noth geschworen. Empörungen werden desto grausamer und sinnloser, je weniger Aufklärung unter dem Volke ist. Man lese die Geschichte älterer Zeiten, jene barbarischen Kriege, das schreckliche Würgen bey den ehemaligen Völkerwanderungen, bey den Ueberschwemmungen des Hirtenvolkes in Abyßinien, der Tartaren, Türken, Pugatschefs und seiner mordenden Horde, u. d. g. Man untersuche die Quellen aller je entstandenen Unruhen; so wird man immer Aberglaube, Schwärmerei, Druck und Dummheit als die ersten Triebfedern entdecken. Uebrigens sollte wohl jener verdienen, ein

Land

Land zu beherrschen, welcher sich nichts als unterdrückte Sclaven und stupide träge Seelen in seinem Staate wünschet, und nun würdig wäre, Beherrscher über Viehe zu seyn?

Der hauptsächlichste Vorwand der vereinigten kriegführenden Mächte war, daß man die Rechte des Königs von Frankreich wieder herstellen wollte; und der unglückliche König, dem wirklich die vorzüglichsten Rechte von der Nation übertragen waren, der sich vor allen Königen noch für die Nachwelt hätte auszeichnen können, wenn er, seiner Nation getreu, zu einer gründlichen Umformung des Staates mitgewirket hätte, und sich nicht als schwacher Kopf beständig von Adel und Pfaffen hätte irre führen lassen, wurde nun ganz vom Throne verstoßen, und ist endlich gar zum Tode verurtheilet worden. Ob es nicht unklug von der Versammlung war, daß sie dieses Todesurthel vollziehen ließ, wird die Folge lehren. Mich dünket, es wäre hinreichend gewesen, den schwachen wankelmüthigen Ex-König in Gefangenschaft zu halten. Einmal ist es richtig, daß er nicht würdig war, König seines Volkes zu bleiben. Dreißig Millionen Livres, Macht über Armeen, Minister, Gesandten, waren ihm nicht genug, ihm, dem es doch vorher immer genug war, wenn er auf die

Jagd

Jagd durfte und genug zu essen und zu trinken bekam! Er wollte größere Gewalt, Er, der auch die geringste Gewalt nicht gehörig zu nützen wußte. Er setzte einen Minister nach dem andern ab, oder ließ sich anführen, ihn abzusetzen, sobald der Mann sich mit Eifer für das Interesse der Nation verwendete. Es mußte der Armee an allem fehlen, Unordnungen geben: kurz, alles sollte geschehen, was dazu dienete, Armee und Volk Frankreichs Feinden zu überliefern. Aristokraten verleiteten den schwachen Mann zu allem: und Aristokraten waren es, welche selber ihren König in ganz Europa für einen gekrönten Pinsel erklärten. Heuchler, und zu Kriecherei und Schlechtigkeiten geborne oder gedungene Zeitungsschreiber waren es, welche nach seinem Tode ihn wieder zu einem großen Geist und edlen Manne erheben wollten. Er ist als Opfer seiner intriguanten Aristokaten gestorben. Requiescat!

Schreckliche Dekrete wurden beym Anfange des ersten Feldzuges von dem stolzen Heerführer, Herzoge von Braunschweig, gegen die fränkische Nation, besonders gegen die Stadt Paris erlassen. Schreckliche Drohungen und Zubereitungen! Nach geendigtem Feldzuge war aber nichts, als das Parturiunt montes, nascitur ridiculus mus, in Erfüllung gekommen. So-

Sobald nur der Krieg seinen Anfang nahm, suchte man schon auf allerlei Art das teutsche Reich mit einzuflechten. Man drohete, daß man im Weigerungsfall die Reichs-Fürsten feindlich behandeln, und ihnen sagen könnte: wer nicht mit uns ist, ist wider uns. Alle große und kleine Potentaten, den Vater Pabst, und alle kleine Stände Italiens nicht ausgenommen, wurden von den großen kriegführenden Mächten ängstlich um Theilnahme und Hülfe angeruffen. Man wollte einen allgemeinen Weltkrieg aus dem Kriege gegen Frankreich machen. Im eigentlichen Sinne sollte die ganze Welt gegen Frankreich die Waffen ergreifen, damit Prinzen und Adel wieder zur vorigen Größe hergestellet würden. Denn, wenn man alles genau zergliedert, alle Triebfedern erforschet: so wird man platterdings keine andere Ursache dieses fürchterlichen Krieges entdecken. Der König mußte der Vorwand seyn, und der Adel, zum Theil auch Eroberungsucht, ist die eigentliche Triebfeder gewesen. Ich lasse es auch dahin gestellet seyn, daß selbst mancher Große die wahre Absicht des Krieges, wozu er verleitet wurde, selber nicht hinreichend eingesehen hat. Die Ehre des Adels sollte auf Kosten des unadlichen Geldes und Blutes erfochten werden, und

ohne

ohne diese Absicht wären teutsche Mächte nicht zum Kriege gekommen. Englands Absicht ist weder Herstellung des Friedens, noch Rettung des Königes gewesen. Man mochte sich für beydes nicht mit gehöriger Wärme verwenden. Man ließ den König hinrichten, um die fränkische Nation bey der Englischen desto schwärzer mahlen zu können: man wollte Eroberungen machen, völliger Despot der Meere werden.

Schon lange war eine Revolution in Frankreich angesponnen, welche damals verhindert wurde, weil es das Interesse Oesterreichs zu jenem Zeitpunkte forderte, sie zu verhindern. Einige Jahre früher hätte für Oesterreich nichts willkommener seyn können. Im Jahre 1755 kamen zwey wichtige Franzosen, wovon einer seine Tochter bey sich hatte nach Mainz. Der Mainzische Minister, Graf Stadion, war ein bekannter Staatsmann, welcher in Teutschland und an Höfen Gewicht und Einfluß hatte. Die Franzosen entdeckten diesem Manne den Plan, welcher nächstens ausgeführet werden sollte. Frankreich, sagten sie, geht zu Grunde: Ludwig XV. mit seiner Pompadour giebt ihm den Rest. Diesem Uebel muß gesteuert werden. Der König sollte abgesetzet, und eine andere Verfassung und Einrich-

tung

tung des Staates getroffen werden, damit sich das Reich wieder erholen könnte, und nicht völlig zu Grunde gehen müßte. Sie eröffneten dieses Geheimniß dem Grafen Stadion, damit er bey dem bestimmten Ausbruche dieser Staatsumformung beym teutschen Reiche und an teutschen Höfen die Sache so einleiten möchte, daß es am wenigsten Aufsehen, oder Einmischung fremder Höfe, erweckete. Graf Stadion vertraute das Geheimniß einem Churfürsten, der ein Graf Ostein war. Den Churfürst drückte es viel zu sehr auf der Brust; er entleerete sich bey dem kaiserlichen Gesandten, Graf Pergen. Dieser glaubte, daß dieses eine erwünschte Sache für das von Franzosen immer bekriegte Haus Oesterreich wäre. Er machte sich sogleich selbst auf den Weg, fuhr Tag und Nacht, um geschwind diese Nachricht dem Fürsten Kaunitz zu hinterbringen. Aber die Systeme der Höfe hatten sich geändert, und Ludwig XV. mußte dermal auf dem Throne erhalten werden. "Gestern; sagte Fürst Kaunitz, muß der Allianztraktat zwischen uns und Frankreich zu Versailles seyn unterzeichnet worden. Fahren Sie also wieder zurück, und seyn ruhig. Dieser Revolutionssache muß eilfertig vorgebeuget werden." Die Franzosen, welche nach Mainz gesendet waren,

ren, erfuhren nun bald: daß sie verrathen waren. Der eine erschoß sich: seine Tochter stürzete sich in den Rhein: der andere verschwand auch, ohne wieder nach Frankreich zu kommen. Der bevorstehende preußische Krieg war also jenesmal Schuld daran, daß ein schwacher Ludwig auf seinem Throne blieb: so wie dermal Preußens und Oesterreichs Freundschaft vielleicht einem andern Ludwige den Thron und das Leben kostete. Verschiedene Hofsysteme haben also auch Verschiedenheit in ihren Wirkungen herfürgebracht.

Es ist sonderbar! Solang Frankreich neue Gattungen von Bedrückungen erfand: so lang es lächerliche Etikette, kindische Moden, Zölle, oder Mauten, Landsperren, Monopolien, Verpachtungen, Dienstverkaufung, Auflagen von allerlei Arten ersann, und einführte: wollte auch jeder kleine Reichsfürst Nachahmer von Frankreich seyn. Aber wie entsetzlich lermeten sie alle, als Frankreich ein Beyspiel von Bürgerkraft und Menschenrechten, von Freyheit und Gleichheit aufstellen wollte?

Es ist nicht zu läugnen, daß der Teutsche noch lange nicht zu jener Stufe der Armut und Unterdrückung gekommen ist, als es die französische Bauern waren. Auch ist der Teutsche so phleg-

matisch,

matisch, geduldig nnd friedliebend, daß er sich beynahe bis auf das Aeußerste in sein Elend schmieget. Unterdessen wirkete das Beyspiel Frankreichs im Anfange bey den Vornehmen gerade das Gegentheil von dem, was man hätte erwarten sollen. Unglück genug, wenn es endlich gar so weit getrieben würde, daß auch den kaltblütigen Teutschen endlich der Faden der Geduld zerreißen müßte! Auf die französische Revolution wurde der teutsche Adel stolzer, als er vorher war; er entfernete sich immer weiter von den Bürgerlichen, wurde drückender und raubgieriger. In einigen Gegenden machte der Adel Bündnisse, daß sich nie ein ächter Edelmann mit einer Bürgerlichen vermählen sollte, welches allerdings kein Unglück für die Bürgerclasse gewesen wäre. Die Adlichen, so verband man sich weiter, sollten alle Stellen an sich ziehen, welche sie nur mit Ehre vertreten konnten, womit man auch wirklich in gewissen Gegenden den Anfang zu machen suchte. *) Kurz, man sollte es fast durchaus dahin bringen, wie es in

*) Ohne Zweifel wäre es auch in manchen Ländern zu einem Dekrete gekommen, daß Niemand Officier (vielleicht mit der Zeit auch nicht Rath) werden konnte, wer nicht vier Ahnen zählete.

in Frankreich war, ehe es in seine Zerrüttung fiel, und nothwendiger Weise fallen mußte. Nach der Kaiserkrönung von Leopold vertheilete Aristokrat Colloredo alle Präbenden oder sogenannten Preces bloß an Adliche, da doch in manchen Stiftern Doctorspräbenden herkömmlich, und auf altes Recht gegründet sind, und da ursprünglich fast alle Stifter den Bürgerlichen gehörten.

Sobald in irgend einer Gesellschaft, wo Adeliche zugegen waren, die Sprache von der französischen Revolution entstand: so gerieth alles, was vom gemeinen Schlage des Adels war (oder was man eigentlich adlichen Pöbel — mit oder ohne Sterne — heißt) in wirkliche Wuth. Die Assemblée nationale bestand bloß aus Kanaille, aus Lumpengesindel, Häfe des Pöbels, und was noch weiter dergleichen Cavalliersausdrücke sind. Könige und Fürsten gaben einen Befehl um den andern zur Strenge in allem, besonders zur Einschränkung der Preß-Freyheit, und des Bücherhandels. Man verboth alle Zeitungen, wenn man sie nur irgend verdächtig hielt, daß sie mehr Menschenverstand als kriechende Heuchelei enthielten. Es wurden elende Schriftsteller und Zeitungsschreiber gedungen; damit sie gegen Aufklärung und Freyheit, gegen aufgeklärte Schriftsteller,

und zur Verfechtung der Dummheit kämpfen sollten. Ein ganzer Orden, jener der Ecklecktiker, ist zu dieser rühmlichen Absicht geboren worden. Alles schrie über das Uebermaaß und die Gefahren der Aufklärung, und alle Unternehmungen der Großen und der sogenannten Staatsmänner und der Gelehrten, bewiesen handgreiflich, daß wirkliche Dummheit, und Mangel an wahrem Menschenverstande, mehr als jemals die Oberhand auf deutschem Boden hatte. Es schien als wenn es die Großen selber fühlten, daß sie nicht verhältnißmäßig mit dem Volke in Aufklärung vorwärts gekommen waren, wobey sie es also am bequemsten fanden, das Menschengeschlecht, so viel es sich thun ließ, wieder in die vorige Unwissenheit zurückzuwerfen.

Wenn es Könige sich zum Gesetze machen, gar nichts zu lesen: so müssen sie freilich auch ihr Volk ganz von vernünftiger Lektür zurückehalten, wenn es sie nicht an Verstand und Einsichten ganz übertreffen soll. Alsdenn entstehet freilich auch wieder Gleichheit auf Erde, aber nicht an Menschenwürde, sondern an Dummheit und Finsterniß. Man fiel in der ersten Hitze in katolischen Ländern schon auf den Plan, die Jesuiten wieder herzustellen, weil man sie für die arglistigsten hielt,

wenn es darauf angesehen ist, die Menschen in Unwissenheit und Sclavengeist versinken zu lassen. Ich hoffe, daß man noch Akademien, Bibliotheken und Buchläden aufheben wird, so wie es mit Mönchsklöstern geschehen ist. Alles wird angewendet werden, damit endlich eine allgemeine Geistesgleichheit im ganzen Thierreiche zu Stande komme. Gott bewahre unsere beste Welt für solchem Schimpfe, den man gerne gegen den Schöpfer des Menschengeschlechtes ausüben möchte! Er gab die Fähigkeiten, und Unmenschen wollen sie vertilgen. Ueberall klagt man nun Aufklärung, als die Quelle alles Unglücks an. Sogar der gedemüthigte Churfürst von Mainz suchte bey seinem Aufenthalt in Heiligenstadt alles auf Rechnung der Aufklärung zu bringen. Er wollte Aenderungen in Schulen machen, den alten Catechismus wieder einführen, und alles zum Druck vernünftiger Menschen, und zum Vortheile der Dummheit verfügen. Guter Gott! Gerade Mangel an Menschenverstand und wahrer Aufklärung ist die Quelle alles Unglücks in Teutschland gewesen. Nie ist Teutschland, und beynahe Europa an großen Ministern, Regenten und Staatsmännern ärmer gewesen, als eben zur Epoche der fränkischen Revolution. Durch Adelstolz und Dummheit ver-

wickelte

wickelte sich Mainz in Krieg: durch Feigheit und Unwissenheit wurde die Stadt übergeben. Durch Geistesschwachheit ließen sich die Kabinetter der Großen von dem Auswurfe Frankreichs von den Emigrirten, und durch den dümmsten Theil des deutschen Adels zur Einmischung in Frankreichs Händel, und zum verderblichen Kriege verleiten.

Es war einstens eine Zeit, wo man allgemeine Jagd auf die sogenannten Rechtsgelehrten (doctores juris) machen, und sie ganz als die schädlichsten Unthiere auf unserem Erdboden vertilgen wollte. Ich will sie leben lassen, wenn sie fortfahren Umschmelzung ihrer Grundsätze allgemeiner zu machen. Zuverläßig sind sie, die juristischen Lehrer, bisher die Aposteln und Stützen aller Tyrannei gewesen. Die eigentlichen Bedrücker des Menschengeschlechtes in Teutschlande sind fast bloß die subalternen Tyrannen. Ich rechne hierher Minister, Kanzler, Räthe und Amtleute. Man untersuche die Handlungen der Richter und Finanzräthe. Unter dieser Classe finden sich die Saugigel und Straßenräuber des hülflosen Landmannes. Sie sind die Werkzeuge und Verführer des Fürsten bey despotischen Handlungen. Es wird auch nie Heil für den Bürger und Landmann auf teutschem Boden seyn, so lange die

Fürsten nicht anfangen, als halbe Tyrannen gegen ihre justinianischen Chicaneurs, gegen ihre ungerechten Plusmacher, und gegen ihre Pfaffen in katolischen Ländern zu verfahren, und sich bloß als Väter für ihre Unterthanen zu zeigen: und so lange nicht der Greuel des verderblichen sogenannten Justizwesens vertilget, oder in ganz andere Formen gegossen wird. Der Unterthan ist gerne bereit, zu gehorchen, und Abgaben zu entrichten, so viel es sich thun läßt, aber nur Schutz und Gerechtigkeit verlangt er von seinem Beherrscher, und will nicht Schlachtopfer der Chikane und Unterdrückung werden.

Aus Absichten und Anstiftungen dieser subalternen Tyrannen, womit jedes teutsche Ländchen mehr oder weniger gestrafet ist, rühret es, daß manche der sogenannten Gelehrten und Zeitungsschreiber sich als Vertheidiger der Barbarei und des ungerechtesten Despotismus aufwerfen, daß in Journalen Urtheile und Sätze vorkommen, welche verdieneten gebrandmarket zu werden. Da es überhaupt ihre Gewohnheit ist, nie mit dem Volke aufrichtig zu handeln, oder vielmehr es immer zu betrügen: so wird auch von manchen die Religion zum Vorwande genommen, welche noch meistens der Deckmantel schlechter Handlungen

hat werden müssen. Auch der Verfasser des Ausrufs an die Teutschen hat sich hierdurch bey ehrbaren Menschen verächtlich gemacht. Dergleichen niederträchtige Heucheleien kriechender und hungriger Schriftsteller und Beamten haben meistens noch Fürsten und Edelleute zu den unmenschlichsten Handlungen verleitet. Ein berühmter Bartholus mußte als Werkzeug zur Geburt des bekannten Ungeheuers, der goldenen Bulle, dienen.

Unter dem betrübten Völkchen der Scribler ist bisher wahre Ebbe und Fluth zu beobachten gewesen: so wie entweder Franken oder combinirte Armeen bey ihnen in der Nähe waren, oder das Uebergewicht hatten. Bald verstummeten sie, murmelten in der Stille, oder veränderten ganz ihren Ton; bald schrien sie wieder mit vollem Muthe für ihre Lieblingsparthie. Wenn ihnen Franken aus den Augen waren, traten sie mit lauter Stimme als Prediger des Despotismus auf. Freyheit und Menschenrecht war ein Unding für unsere teutsche Welt. Das muthlose Volk, welches schon daran gewöhnet ist, daß man es nie aufrichtig behandelt, und immer zu blenden sucht, ist selten durch eine oder die andere Wendung dieser Zuruffer aus seiner knechtischen Indolenz gerücket worden. Laquayen und Miethlinge

klatschten Beyfall zu, und riefen: der Bär hat Recht. Sobald aber die Franken irgendwo die Oberhand hatten, war auf einmal der Ton der öffentlichen Schmierer umgestimmet. Unglücklicher Weise lag es schon in dem Charakter der französischen Nation, daß von ihr gar nicht die Ausführung einer vernünftigen und festen Revolution zu erwarten war. Leichtsinn, Unbeständigkeit, Aufbrausung, Mangel an Kenntniß der Welt und der Menschen, dreiste Suffisance, Eigennutz, Herrschsucht, übertriebener Nationalstolz und Proselytenmacherey machten, daß sie bisher noch nichts Ordentliches zu Stande brachten, und vermutlich nicht bringen werden. Alles geschah durch Convulsionen: erhitzte Schreyer gaben den Ton: bezahlte Intriguenmacher hetzeten und leiteten den Pöbel und die Schwindelköpfe bey der Versammlung. Ein unwiderstehlicher Hang zur Projektmacherei, und zur Führung anderer Menschen, und Geschäften, war ohnehin von jeher des Franzmannes Haupteigenschaft. Es ist also hier gar meine Absicht nicht, jeden Schriftsteller zur Vertheidigung der Frankensache aufzufordern. Aber von jedem können wir Wahrheit, Billigkeit, Unpartheilichkeit mit allem Rechte verlangen: oder er höre auf, ein Schriftsteller zu seyn.

Wenn ich des Unheiles, welches in unserer besten Welt durch die subalternen Tyrannen gestiftet wird, Erwähnung thue: so ist es wohl natürlich, daß es auch hier, wie allenthalben, Ausnahmen giebt. Ich bin durch Erfahrung überzeugt, daß man auch philosophische und menschenliebende Richter findet: Ich weis es, daß es rechtschaffene Edelleute giebt, welche über Adel und Reforme billiger und unpartheyischer denken, als man es erwarten könnte. Ich kann aber doch noch nicht einräumen, daß sich ein einziges ganz redliches Dikasterium, eine einzige nicht auf Druck und Raub ausgehende Finanzkammer, ein einziger ganz billig denkender adlicher Kreis oder Canton, gezeiget hat. Vielleicht sind wir nicht zu solchem Grade der Vollkommenheit bestimmet: vielleicht will es die Laune des Schicksals nicht, daß Glück und Ruhe vollkommen auf deutschen Boden ausgebreitet werde!

Es kann aber auch seyn, daß diese glückliche Periode einstens noch für die Menschheit erscheinet, wenn nämlich erst die Beherrscher der Staaten sich nicht mehr blindlings von Ministern und Räthen leiten lassen; wenn sie einstens die Kunst verstehen, bloß vernünftige, unpartheyische und redliche Männer zu ihren Vertrauten zu wählen;

wenn sie bloß eine vollkommenere Glückseligkeit ihres Volkes zum Zwecke ihrer Regierung machen; wenn sie auf Frieden denken, und beym Friedensschlusse in freundschaftlichem Einverständnisse, unter der Leitung besserer Köpfe als es beym Ausbruche des Krieges geschah, mit Nachdruck und Uneigennützigkeit an glücklicher Verfassung der Staaten arbeiten. Ein Fehler, welcher zu unsern Zeiten fast bey allen Staaten handgreiflich ist, bestehet darinn, daß fast durchaus die besten Köpfe im Staate ungenützet oder dienstlos herum laufen, und die schlechteren am Platze sind. Offene Köpfe, von welchen man keinen Gebrauch machen will, oder nicht zu machen weis, müssen mißmütig werden. Sie spühren die Gebrechen der Staatsmänner auf, zergliedern sie, verbreiten Mißvergnügen, und helfen im Nothfalle auch Revolutionen anspinnen, denen die seichten Köpfe, welche das Ruder führen, nicht vorzubeugen wissen. Mirabeau sehnete sich so sehr darnach, wie er in seiner histoire secrette mehrmahl zu erkennen giebt, daß der Hof Gebrauch von seinen Talenten machen möchte: der Hof behalf sich mit eingeschränkten Köpfen, und der mißvergnügte Mirabeau fieng an, seine Talente für die Sache des Volkes anzustrengen. So ist es in unserer besten Welt

noch mit manchem großen Kopfe der Fall gewesen.

Möchten wir doch bald, auf die Vorzüge unseres Zeitalters stolz, uns weit über die verworrene Vorwelt erheben! Möchten wir der Nachwelt das rühmlichste Muster geben, daß zu unsern Zeiten Menschenverstand, Menschenwehrt, Liebe zur Ordnung und Billigkeit, die wahren Eigenschaften unserer Beherrscher waren! Wir würden endlich auf solche Art ruhige und glückliche Bewohner der Erde werden. Ainsi soit-il!

Von Oesterreich.

Es giebt gewisse Gegenstände, worüber ein Schriftsteller freilich keine Mühe mehr verlieren sollte, da sie schon so vielfältig bearbeitet, und den Lesern bereits zum Eckel bekannt geworden sind. Eben so mag es manchen Leser alsbald abschrecken, wenn man ihm zumuthet, daß er abermal etwas über teutsche Staaten, oder teutsche Residenzstädte lesen soll. Ein Schriftsteller, welcher seine Kräfte anstrenget, um uns mit bekannten Dingen noch einmal bekannt zu machen, gleicht allerdings dem

Arzte beym Moliére, welcher sich den Schweiß von der Stirne wischete, daß er einem Mädchen die Sprache wiedergegeben hatte, welches nicht stumm gewesen war.

Ich habe den Vorsatz gefaßt, über Oesterreich überhaupt, über die Residenzstadt Wien, über Cultur der Köpfe, hohe Noblesse, und Gebrechen des Gouvernements einige Erinnerungen vorzubringen. Ich kann mich aber unmöglich dazu entschließen, um nicht wieder aufs Neue vorzubringen, was bereits anderwärts geschrieben steht, vorher alles zu durchblättern was über Oesterreich und seine Verfassung bereits von andern Schriftstellern ist mitgetheilet worden. Ich werde unterdessen von den vielen dahin einschlagenden Gegenständen nur sehr wenige berühren. Vielleicht bringe ich alsdenn doch einige zum Vorscheine, welche andern Schriftstellern entwischet, oder wenigstens nicht mit solchem Nachdrucke vorgebracht sind, als sie es verdienen möchten.

Oesterreichs neuere Geschichte ist freylich allgemein bekannt. Kaiser Joseph kam durch sein Verbindniß mit Rußland, und hauptsächlich auch durch eigene Handlungsspekulation, in den nachtheiligen Türkenkrieg. Es war nicht genug, daß er sein allianzmäßiges Contingent von 3000 Mann

hingab; sondern er rückte mit seiner ganzen Macht ins Feld, und ist selber Augenzeuge und Anführer eines unglücklichen Feldzuges gewesen. Um ihn zu dieser völligen Theilnahme zu bewegen, wurden in Wien Summen an Josephs Vertraute ausgezahlet. Auch soll endlich die Kaiserin ihm damit gedrohet haben, daß sie sich um eine andere kräftige Allianz (mit Preußen) umsehen müßte, wenn Kaiser Joseph ihr nicht mit völliger Macht zu Hülfe eilen wollte. Joseph both also alle Kräfte auf, und war schon im Felde geschäftig und unglücklich, als die Russen selber beynahe noch ganz in Ruhe standen. Seine in einem unendlichen Cordon zerstreuten Truppen wurden Häufchenweis von den beyströhmenden Türken erwürget: Krankheiten raffeten nahe an hundert tausend Menschen weg. Die schönste Armee, Ehre, und ungeheure Summen waren verloren, bis endlich Laudon wieder die Ehre der österreichischen Waffen ersetzete.

Unterdessen waren die Niederlande verloren gegangen. In den Erbländern war man über die außerordentliche Kriegssteuer, welche sogleich bey Anfange des Krieges gehoben wurde, mißmütig geworden. Emissäre, deutsche Emissäre, hatten die Ungarn aufrührisch gemacht: dreißigtau-

send

send Ungarn waren bereits im Anmarsche, Wien zu plündern. In Böhmen arbeiteten ebenfalls häufige Emissäre, und feuerten die Mißvergnügten an. In dieser Lage starb Joseph, von welchem Vicomte Mirabeau geschrieben hatte: il convoitera tout, & il n'aura rien.

Durch Preußens Drohungen, und die mißliche Lage der Oesterreichischen Staaten, überraschte Leopold, bey dem Friedensschlusse zu Reichenbach, ganz Europa durch die Herausgabe alles dessen, was von den Türken erobert war. Politiker glaubten, daß Preußen dermal mehr gewirket hätte, als den Gränzen einer tiefsehenden Staatskunst angemessen gewesen wäre. Man muthmaßete, daß nunmehr Aufsehen bey übrigen Mächten, und Haß und Rachsucht beym Hause Oesterreich auf Generationen die Folge seyn würde. Aber Leopold ward Rosenkreuzer durch den General von Bischoffswerder, und machte Allianz und Freundschaft mit Preußens Könige.

C'est un inceste politique, sagten die Franzmänner. Die übrige Welt machte Glossen, und schwieg.

Unterdessen war noch vor Josephs Tode die große Revolution in Frankreich zum Ausbruche gekommen. Als die Nationalversammlung damit

anfieng,

anfieng, Klöster aufzuheben, zu säkularisiren, den Adel mit Auflagen belegen zu wollen u. d. g. sagte mehrmal der sterbende Joseph: "sie wollen es gerade mir nachmachen: sogar die Manifeste lauten, wie die Meinigen."

Joseph starb: die Franken giengen weiter, als man es vermuthet hatte. Nach ihrer herkömmlichen Eigenliebe und Selbstgenügsamkeit glaubten sie, daß die ganze Welt sich nach ihren Grundsätzen umformen würde. Es gab Unruhen, Einmischungen, Hetzereien, Krieg.

Hier wären nun einige Fragen für Staatskundige zu erörtern, welche freilich eine profane Feder nicht berühren darf.

Hat Oesterreich Klugheit in der Staatskunst gezeiget, da es den Entschluß fassete, sich mit Emigrirten einzulassen, und mit der fränkischen Nation so auffallend zu brechen? Wäre es nicht vortheilhafter gewesen, den schwachen Ludwig XVI auf alle mögliche Art zur treuen Anhänglichkeit an die erste Constitution zu bewegen, sie freundschaftlich anzuerkennen, und die bisherige Allianz aufs Neue zu bestätigen?

Mußte Oesterreich nicht seine Schätze und Leute zusammenhalten, eine künftige engere und festere Allianz zwischen Rußland und Preußen besorgen,

und

und sich alsdenn ganz ohne wichtige Bundsgenossene sehen?

Die Zeit wird die Gebrechen der heutigen Staatskunst am besten an das Tageslicht bringen. Der Himmel gebe nur, daß es ohne noch weitere Kriegsgreuel und Erschütterungen Europens zum Ende kommt! Unordnung, wenn sie mit zufriedener Ruhe vergesellschaftet ist, mag vielmal besser seyn, als eine Umwälzung zur Verbesserung, welche nicht ohne vorhergehende gewaltsame Zerrüttungen geschehen kann.

Von der Residenzstadt Wien.

Es ist keinesweges meine Absicht, eine topographische Schilderung von Wien, seinen Gegenden, und seinen Merkwürdigkeiten vorzulegen. Es ist dieses schon das Geschäft mehrerer pünktlichen Schriftsteller gewesen, wenn es auch nicht immer mit nöthiger Beurtheilungskraft, oder mit männlicher Unpartheylichkeit übernommen wurde.

Man muß wirklich ein Teutscher seyn, um es sich vorstellen zu können, daß eigentlich der Kaiser der Teutschen, des Reiches Oberhaupt, keine für das Kaiserthum bestimmte Residenzstadt hat. Frem-

den

den Völkern muß es äußerst auffallend und unbegreiflich scheinen. Ueberhaupt ist die teutsche Kaiserwürde fast so wie die pohlnische Königskrone nur an dem Wahl- und Krönungstage im Glanze. Sollte wohl einstens auch das teutsche Reich mit dem pohlnischen gleiches Schicksal zu erfahren haben?

Wien, als Hauptstadt von Oesterreich, ist also seit langen Zeiten die Residenz der Kaiser aus diesem Hause gewesen: und, unpartheyisch zu reden, würde es unbillig und sehr unpolitisch seyn, wenn man einstens die Kaiserkrone diesem Hause entziehen wollte. Vielleicht wäre es alsdenn noch besser, lieber gar keinen Kaiser zu haben, da das teutsche Reich vielleicht eben so gut in seiner löblichen Ordnung und Unordnung bestehen könnte. Durch Eifersucht der größeren Mächte, nicht durch innere Kraft oder vortheilhafte Verfassung wird es sich in seiner bisherigen Lage erhalten.

Unterdessen ist es nicht zu verkennen, daß die mit dem österreichischen Hause so lang verbundene Kaiserwürde auch sehr viel zur Größe, zum Ansehen, Glanze und Reichthume der österreichischen Hauptstadt beygetragen hat. Ohne diese würde vielleicht Wien nicht viel beträchtlicher als München oder Dreßden geworden seyn. Vielleicht würden

aber auch die Wiener nicht ein so eitles, träges, sybaritisches Völkchen seyn, als sie es dermal wirklich sind.

Es hat immer im teutschen Reiche kleinstädtische Fürstenresidenzen gegeben, wo Hof und Adel alles, und das übrige Publikum gar nichts war. Aber es ist fast unbegreiflich, daß es in einer so alten und so sehr bevölkerten Residenzstadt, wo doch von jeher so manche Hofverschwendung Statt gefunden hat, vor Josephs II Zeiten so wenige Erholungsplätze, schattige Spatziergänge, oder offene Gärten für das Publikum gegeben hat. Erst unter Kaiser Joseph II wurden der Augarten, und jener bekannte Lustwald, der sogenannte Prater, zum Vergnügen des Publikums eröffnet, worüber indessen noch heutiges Tages manche bloß an hochadliche Monotonie gewöhnten vornehmen Damens die Nase rümpfen. Von vielen wird noch wechselweis in einem Jahre der Prater oder Augarten vorzüglich besuchet, so wie sich das übrige Volk weniger an dem einen oder andern Orte zu amüsiren sucht: man sucht alsdenn auch den Hof mehr an den Versammlungsort des hohen Adels, als an einen andern zu bewegen. Der leutselige Kaiser Joseph folgete freilich hierinnen seiner eigenen Laune. Er wollte Menschen und Mädchen in der

Nähe

Nähe sehen und kennen lernen, wozu ihm derglei- chen öffentliche Versammlungsörter am bequemsten waren. Der Garten zu Schönbrunn war zu weit von der Stadt entfernet und das zum freyen Spa- ziergange offene Belvedere zu arm an Schatten.

Es liegen aber der Prater und Augarten in ziemlicher Entfernung von der Stadt. Man muß zuvor durch Vorstädte paßiren, eine halbe oder auch ganze Stunde Weges von Staub und Sonne erdrücket werden, ehe man diese Promenaden er- reichen kann. Es sind also nur Zufluchtsörter für junge Leute, und geringere Klassen, und dann für jene, welche Wagen und Pferde haben, oder be- zahlen können. Dermal kann man es bey beyden für eine Art von Pratromanie erklären, daß er- stere der größten Hitze ungeachtet, im Sommer schon früh und spät zu Fuße nach dem Prater eilen, und daß es bey der Langenweile der Vornehmen fast zu einer unabänderlichen Tagesordnung gehöret, täglich zweymal in den Prater, wo doch ein feuch- ter nicht sehr gesunder Boden ist, zu fahren.

Auf dem Wall um die Stadt ist ein öffentlicher Spatziergang, aber ohne Schatten von Bäumen. Man geht also dort erst nach Sonnenuntergang spatzieren, gar oft, um sich bey kühlem Abend- winde einen Rheumatismus nach Hause zu holen.

Außer der Stadt ist ein geräumiger Platz zwischen der Stadt und den Vorstädten. Aber alles war uneben, unsauber, voll Gruben, Hügel und Unordnung: Erst Kaiser Joseph II ließ es zu einer Art von Wiese ebenen, Wege und Alleen anlegen, und also für künftigen Schatten von Bäumen sorgen. Denn dermal ist der Schatten von diesen noch geringe Bäumen unbedeutend, und nicht hinreichend, gegen die Sonne zu schützen. Also erst durch Joseph gab dieses Glacis einen förmlichen Platz für jene, welche außer der eingeängstigten Stadt eine freyere Luft zur Erfrischung schöpfen wollten. Unterdessen werden solche zum Vergnügen und Gesundheit bestimmten Denkmäler noch für die Nachkommenschaft bleiben, und immer nützlicher werden. Nur jene Souveräne können auf Achtung von der Nachwelt rechnen, welche öffentliche Beweise ihrer Bemühungen für das Wohl der Bürger hinterlassen.

Schon zu den Zeiten der Römer war Wien und jene Gegend wegen des häufigen und starken Windes berüchtiget: und von der Indolenz der Einwohner hieß es, qui nec odisse, nec amare sciunt, daß sie weder zur Liebe noch zum Hosse fähig wären.

Das Volk ist schlaff, liebt Ruhe, Vergnügungen, rennet kindisch nach unbedeutenden Unterhaltungen.

tungen. Bürger, welche durch Thätigkeit und Unternehmungen zu Vermögen gelangen, sind meistens Ausländer, welche nach Wien gekommen sind. Die Rheinströhmer, Westphälinger, Sachsen, sind unter dem Namen als Reichler in Wien bekannt: die Franken, Baiern und übrigen Oberdeutschen müssen für Schwaben gelten. Weiter wollen sich die geographischen Kenntnisse des Volkes noch nicht erstrecken.

Bey den Protestanten ist in Wien, so wie allenthalben, mehr Gewerb und Betriebsamkeit, als bey Katoliken. Die Katoliken sind in ganz Teutschland, sagt Pilati, offener, lustiger, leichtsinniger: die Protestanten aber zurückhaltender, nachdenkender, und geschäftiger. Außerdem kommt Religion, Pabstthum und Mönchswesen den Katoliken allzutheuer zu stehen: da unterdessen die Protestanten dieses Geld zu Künsten und Handel besser zu verwenden wissen.

Es ist nun freilich nicht mehr in Wien, wie es vor zwanzig oder mehr Jahren war. Ich erinnere mich, daß Jesuiten zwey Studenten aus dem Reiche, deren Vater Katolik und die Mutter Protestantin war, beynahe als zwey Wunderthiere zeigeten, mit dem Zusatze: Mater ipsornm est heretica. Die Protestanten, welche seit Josephs

Regierung in Wien sind sehr begünstiget worden, mögen dermal in der Pfarrei gegen viertausend Seelen angewachsen seyn, und haben nun auch in der Residenzstadt die größte Betriebsamkeit. Sie sind die Banquiers, die thätigsten Kaufleute, Künstler und Fabrikanten.

Wunderlich ist es, daß manche teutsche katolische Fürsten, welchen eine beträchtliche Anzahl von Protestanten in ihrem Lande ist zu Theile geworden, dieselbe noch kränken mögen, oder beynahe auszurotten suchen, anstatt, daß sie solche begünstigen und vermehren sollten, wenn ihnen an Künsten, Handel, und Wohl ihres Staates gelegen ist. Auch soll der fromme Bischof von Würzburg bereits die ganze Anlage gemacht haben, die Protestanten nach und nach ganz in Kitzingen zu vertilgen, und ihnen Gewerb und Handel zu entziehen. Nach ähnlichen transalpinischen Grundsätzen wird noch in mehrern Ländern gearbeitet. Aber die Leibeigenschaft, welche noch hier und dort in kotolischen Ländern Platz findet, wird christlich beybehalten.

Die Erfahruug hat es gelehret, daß die Religion der Reformatoren dem teutschen Volke angemessener und heilsamer war, als jenes Gemisch, welches asiatische und italiänische Schwindelköpfe

für asiatische und italiänische Faullenzer zusammen webeten. Religion darf nie gegen das Wohl des Staates und der Bürger streiten. Die Venetianer glauben, wenn vom Interesse des Pabstes oder der Religion die Sprache ist, daß sie erst als Venetianer geboren waren, ehe sie Christen geworden sind. Siamo primo nati Veneziani, et stoi fatti Christiani.

Es ist eine allgemeine Bemerkung, daß man in Wien sehr viel auf gutes und öfteres Essen hält. Es wird kaum ein Spatziergang unternommen, wobey nicht zugleich die Absicht zu essen ist. Herr von Trenk hat daher vollkommen Recht, wenn er behauptet, daß von den Wienern nie etwas besonderes werde zu befürchten seyn. Man gebe ihnen, sagt er, einen Freyball, und gebackene Hünchen zu essen, so sind sie alsbald wieder alle besänftiget. So sehr sie nun auf das Essen halten, so schlecht ist es bey ihnen um das Getränke beschaffen. Es ist vielleicht keine große Stadt in Europa, wo man sich mit schlechterem Getränke begnüget, als es bey den Großen, und so fast durchgehends in Wien geschieht. Unter Kaiser Franz ist auch wieder neuerlich die Einfuhr alles fremden Weines verbothen worden. Vermuthlich haben wichtige Präsidenten viel sauren österreicher Wein zu ver-

 kaufen

kaufen gehabt. Ich lasse es gelten, daß man zum Besten des Landvolkes, welches selber viel Weinbau hat, die Einfuhr des fremden Weines mit merklichen Abgaben beleget. Aber alle Einwohner zwingen zu wollen, just den einheimischen und keinen andern Wein zu trinken, wird immer für despotische Handlung gelten. Wie wäre es endlich, wenn noch der Landwein zu Stein, Gliederkrankheit, Schlagfluß oder gar zur Stupidität disponiren sollte? Auf solche Art wäre es ja übel für das österreichische Menschengeschlecht gesorget? Freilich gäbe es hier eine Entschuldigung, wie sie einstens Friedrich II wegen seinen Preußen, welche sich wider die neuen Gesangbücher sträubeten bey Gotte machen wollte: Bêtes vous me les avez donné, bêtes je vous les rends! Du hast uns nichts als sauren österreicher Wein bescheret, also trinken wir keinen andern!

Man hat in Wien, und auch schon in angränzenden Oertern, wegen des starken und bey rauher Jahreszeit ziemlich kalten Windes doppelter Fenster nöthig, welches dann in der Hauptstadt bey den engen Straßen und sehr hohen Häusern die Zimmer weit dunkler macht, und noch andere Unbequemlichkeiten bringt.

Die

Die Häuser sind untenher mit Pferden oder anderm Viehe, in den obern Stockwerken mit häufigen Menschen angefüllet. Die Luft ist mephitisch, daher man allezeit frohe ist, wenn sich Wind oder Regen erhebet. Die Reicheren erfrischen sich im Sommer durch den Aufenthalt auf den Landhäusern: die Aermeren müssen bis zu ihrer Auflösung mit schlaffer Haut und blassem Gesichte in der Stadt herumschleichen, oder manchmal im Prater oder Augarten einen besseren Athemzug zu erhaschen suchen.

Nach Versicherung der Aerzte sind Gelbsuchten und Schlagflüsse in Wien mehr als anderwärts zu Hause. Auch berechnen sie, daß die Anzahl der Aerzte, und die Sterblichkeit verhältnißmäßig in Wien grösser, als in Paris und London ist.

Eine ergiebige Goldader für Wien als Kaiserstadt, rühret aus dem gutmütigen teutschen Reiche. Die unglückliche Prozeßsucht, der in Teutschland so sehr übliche sinnlose chikanenreiche Schlendrian der von römischen Despoten und Schwachköpfen hergenommenen Jurisprudenz, wobey der Größere erschöpfet wird, und der Geringere selten gewinnen kann, bringt große Summen baaren Geldes nach Wien. Es giebt Reichs-Hofraths-Agenten, welche neun, zwölf, bis sechszehn tau-

send Gulden im Jahre verdienen. Man rechne noch die Menge der Deputirten, und anderer Sollizitanten, welche Beruf fühlen, ihr Vermögen nach Wien zu tragen: man rechne die Lehenempfängnisse, die so häufig erkauften Adelbriefe, und ähnliche Vortheile von der Kaiserwürde. Außerdem sind so viele Prinzen, Grafen, kaiserliche Räthe und Cammerherren im Reiche, deren doch so mancher auf einige Zeit nach Wien reiset, um sich seinem Kaiser vorstellen zu lassen.

Es giebt in jedem Lande kostspielige Mißbräuche, welche durch Dummheit eingeschlichen sind. Dieses ist besonders aus dem Geiste des vorigen Jahrhunderts leicht begreiflich. Daß man aber gewisse Vorurtheile oder Mißbräuche noch immer äußerst theuer bezahlet, und gar den Einfall nicht hat, sie berühren zu wollen: dieses ist, wie ich dafür halte, zu unseren heller seyn sollenden Zeiten fast nicht begreiflich.

Es war eine Zeit, wo die Italiäner alle übrigen Völker, so wie hernach die Franzosen uns Teutsche unter den Europäern bloß noch für Barbaren oder Dummköpfe hielten. Damals mußte die Einrichtung des Postwesens bey teutschen Fürsten und Ministern freilich ein kleines Hexenwerk geschienen haben. Ausländer kamen, und richteten

ten das erste Postwesen im teutschen Reiche ein. Hieraus rührete die Sitte, alle Ueberschriften auf Briefen französisch zu schreiben, weil die ersten Post-Secretaire, welche Franzosen waren, die teutschen Ueberschriften nicht verstanden. Man staunete freilich diese geschäftigen Urheber dieser neuen Einrichtung als Männer von mehr als teutschen Geisteskräften an, und der erste Post-Director wurde mit dem Monopol des Postwesens auf sich und seine Nachkömmlinge belehnet. Auf solche Art ist die nachher in den Fürstenstand erhobene Familie von Taxis zu Einkünften von mehr als dreymal hundert tausend, vielleicht zu einer halben Million gekommen.

In den österreichischen Staaten mußte natürlicher Weise dieses dem Anscheine nach so künstliche und wichtige Geschäfte, welches nun den Franzosen abgelernet, und allgemein eingeführet wurde, ebenfalls sehr bewundert, und theuer belohnet werden. Man belohnete den Fürsten Paar damit. Seine Einkünfte mögen fast eben so groß gewesen seyn, wie die Taxischen. Man hat ihm dermal die Revenüen von der Briefpost abgenommen, und überhaupt sechzig oder achtzigtausend österreicher Gulden jährlichen Gehaltes gegeben. Er hat aber außer diesem noch beybehalten, was

fahrende Posten, und Postwagen tragen. In keinem Königreiche oder Kaiserthum in der Welt wird ein Ober = Post = Director sich solcher Einkünfte rühmen können.

Also um eine Stelle meistens schlechte versehen zu lassen, giebt der Staat beynahe eine halbe Million dahin. Ein ehrlicher Mann als Ober = Post-Director mit fünf bis sechs tausend Gulden an Gehalte, solcher wackeren Männer etwa drey für die ganze österreichische Monarchie, und wenn man will, des Wohlstandes halber auch ein, wie gewöhnlich, unbedeutendes Geschöpf von 16 oder 48 Ahnen als Präsident dazu mit zehntausend Gulden, würden die Postsachen besser in Ordnung halten, als es dermal unter Vorsitze von Durchlauchten geschieht. Der Staat hätte hierbey jährlich, ohne den geringsten Druck der Unterthanen mehrere hunderttausende gewonnen. Nicht das ungeheuere Glück einzelner Glieder des Staates, sondern die größere Anzahl der glücklichen kann von der Vortrefflichkeit einer Regierung zum Beweise dienen. Der Ueberfluß, welcher nur einzelnen Männern im Staate zugeworfen wird, ist Wirkung der Schwäche oder Unwissenheit des Regenten.

Die Französischen Posteinrichter haben die übrigen Länder noch mit einer — mit Erlaubniß! — Schlech=

Schlechtigkeit bekannt gemacht, welches vielleicht auch dazu beytrug, diese treulosen Spionen desto theurer zu bezahlen. Es ist das sogenannte Secret de la Poste; es sind gewisse Kunstgriffe, die Briefe diebisch zu öffnen, die Pettschaften mit einem Amalgama abzudrucken, um das schändliche Handwerk von Geheimnißspürern und Delatoren treiben zu können. Es ist bekant, daß man den schwachen Ludwig XV und seine Mätressen in ihrer Langenweile manchmal damit amüsirete, daß man sie durch diesen Diebstahl verliebter und besonderer Familiengeheimnisse zu unterhalten suchte. Man schrieb für den König, so wie es noch an den meisten großen Höfen geschieht, alle eingekommenen und fortgeschickten Briefe ab, und gab ihm jene zu lesen, welche ihn am meisten intereßiren konnten. Ein bekannter elender Sünder, Prof. Hofmann in Wien, hatte die Unverschämtheit, diese Unbilligkeit unter des mistrauischen und furchtsamen Leopolds Regierung öffentlich zu vertheidigen. Ein seiner Rechtschaffenheit sich bewußter gesetzter Regent sollte dieses Secret de la Poste ganz unter seiner Würde halten. Er sollte jene, welche sich unterfangen, fremde Briefe zu öffnen, mit dem Staubbesen bestrafen. Unendliche Mißbräuche und Betrügereien werden hierdurch ins Werk ge-

setzet,

setzet, welches man besonders in Handelsstädten zwischen Kaufleuten wahrnehmen kann. Uebrigens können Regenten versichert seyn, daß wir übrigen Menschenkinder für Geld und gute Worte ihren Briefwechsel eben so gut zu lesen bekommen, als sie den unsrigen. Ueberhaupt zeigt es Mißtrauen und Feigheit der Regierung an, welche sich ihrer Unbilligkeit, Tyrannei, oder anderer schlechten Handlungen gegen das Volk oder ihre Nachbarn bewußt zu seyn scheinet, wenn sie sich dieses schändlichen Postgeheimnisses bedienen mag.

Vorausgesetzt, daß nur wenige Postverwalter oder Postsecretäre sind, welche sich nicht das Recht anmaßen, grob und unbescheiden zu seyn: so wird man doch vielleicht kaum ein ungereimteres Betragen bey Briefposten finden, als man es in der teutschen Kaiserstadt erfahren muß. Außerdem, daß sie die Briefe nach Belieben durchsuchen, darf kein Stückchen Papier, zur Bedeckung des Geschriebenen, oder sonst irgend ein Zettelchen in dem Briefe liegen, ohne daß sie sich alsbald doppeltes Postgeld bezahlen lassen, wenn schon das Briefchen im Ganzen kaum ein viertel Loth aufwiegen sollte.

Wenn nun der Post-Sekretär oder Director die Briefeinnahme überhaupt nach Pfunden und

Lothen zu berechnen hat, da ein Brief nach der Ordnung für ein Loth genommen wird: so kann man den ungeheuren Vortheil oder Betrug der Postbeamten übersehen. Wenn auch anderwärts ein Postsekretär billiger ist, als es in Wien geschieht: so bleibt ihm doch bey jeder Berechnung Vortheil genug. Er läßt sich ohnehin den Brief, der etwas völliger oder schwerer ist, als es die Verordnung bestimmet, theuerer bezahlen: und jene, welche weniger wiegen, die meisten an der Zahl, fallen ihm, wo er seine Einnahme pfundweis und nicht stückweis berechnen darf, außerdem noch zum Vortheile.

Künstler und Handwerker haben in Wien, wie in den meisten großen und kleinen Residenzstädten, die besondere Ambition einen Titel vom Hofe zu haben. Man suchet viel mühsamer, ein Hofjubilier, Hofbildhauer, Hofschuhmacher ꝛc. ꝛc. zu heißen, als bey dem Publikum für einen ehrlichen und geschickten Künstler oder Handwerker zu passiren. Und welcher Stolz belebet erst den Israeliten, wenn er die höchste Gnade hat, an einem hochfürstlichen Hofe der Hofjude zu heißen? Es sind dieses Hofgebrechen, welche sich auch bis über den Bürgerstand verbreitet haben. Freilich mag bey dieser Menschenclasse Interesse eben so viel oder

mehr

mehr, als bloße Rangsucht wirken. Im Grunde aber sind es meistens für die übrigen Künstler und Handwerker in der Stadt nachtheilige Monopolien. Einer von jeder Classe arbeitet nur, und liefert für den Hof: nur einer hat die Gelegenheit, durch Hofverschwendung, oder Hofunordnung, durch Schleichwege oder gar durch Betrügereien reich zu werden, wobey denn doch der Hof gewöhnlich am schlechtesten bedienet wird. Unterdessen müssen andere geschickte Bürger ihre Talenten unterdrücken, müssen sich mit gemeinen mittelmäßigen Arbeiten abgeben, oder gar dem Hofarbeiter als Gesellen dienen.

Man rechnet, daß der Hofjubelier in Wien ein Vermögen von drey Millionen besitzet. Der Hof-Banquier hatte es noch weiter gebracht. Von drey Millionen Hofverdienst hätte man im Staate sechzig wohlhabende Bürger haben können, wenn ihrer sechzig die nämliche Gelegenheit gehabt hätten, eben so viel Verdienst am Hofe zu genießen. Der meiste Theil des Adels, welcher sich so gerne in allem nach dem Hofwinde richtet, fällt nun auch noch gemeiniglich für jenen zum Vortheile, welcher Gunst und Arbeit am Hofe hat. Ich habe zwar viele honette Leute vom Mittelstande gekannt, welche es sich durchaus verbeten, daß

Künstler oder Handwerker für sie nicht auf die nämliche Art, wie für den Hof arbeiten oder liefern möchten.

Sind nun einmal solche Künstler oder Arbeiter vom Hofe reich geworden: so ist ihnen das Monopol ohnehin vollkommen zugesichert. Bey Krönungen, Vermählungen, und andern Feyerlichkeiten kann z. B. ein solcher Hofjubilier leicht für eine halbe Million Waaren im Vorrathe haben, und ausschließlich zur Auswahl hinstellen. Er kann große Dinge kaufen und verkaufen. Kaiser Joseph, der so gerne alles geschwind zu Gelde machen wollte, fand nach dem Tode seiner Frau Mutter viele Perlen und Juwelen. Die Kaiserin hatte oft altmodisch gefaßte Juwelen an sich gebracht. Joseph wollte sie eilfertig verkaufen, gab sie also dem Hofjubilier für 80,000 Gulden. Dieser fassete die Edelsteine um, mochte etwa noch etwas von den seinigen dazu verwendet haben, reisete mit solchen gefasseten Steinen, die mehr als eine halbe Million Gulden betrugen, vor der großen Reise der Kaiserin von Rußland mit Empfehlungen aus Wien nach Petersburg, verkaufete davon, und soll bloß für die Perlen, welche für die Groß-Fürstin gekaufet wurden, 60,000 Rubeln erhalten haben.

Aehnliche Geschichten hat es in Wien mit den Hofbanquiers gegeben, welche eben so viele Millionen durch Hofgeschäfte gewonnen haben. Fast ist es am Ende mit solchen Hoflieferanten, wie es vorhin mit den Fermiers in Frankreich war. Der Hof und alle sahen das Unheil ein, welches durch selbige zum größten Schaden des Hofes und des unterdrückten Volkes gestiftet wurde. Aber die Fermiers waren einmal auf Kosten des Hofes und Landes die Männer geworden, von welchen Geldvorschuß und Bestechungen zu erhalten waren. Und solche werden gerne in Ländern, wo Unordnung herrschet, ruhig im Besitze ihrer nachtheiligen Unternehmungen gelassen.

In Wien hat man Bancozettel oder Assignaten, welche auf die Stadt Wien ausgestellet sind. Joseph ließ für dreißig Millionen verfertigen. Um sie in Rang und Credit zu bringen, wurde verordnet, daß die Hälfte an gewissen herrschaftlichen Abgaben in Bancozetteln bezahlet werden mußte. Da die kupfernen Kreuzer den wahren inneren Wehrt hielten, und daher häufig von Kupferschmidten verarbeitet wurden: so ließ er sie geringer an Gehalte machen. Man würde aus solchem Grunde auch die Ducaten geringer am Gehalte machen müssen, weil

sie ebenfalls von Goldarbeitern umgeschmolzen werden.

Kaiser Joseph, der so gerne alles wollte, und sich auch meistens einbildete, daß er alles könnte, was er wollte, hatte auch die Absicht, in der Geschwindigkeit Handel und Fabriken in seinen Staaten blühend zu machen. Durch sein rasches Verfahren kam aber in den meisten Unternehmungen eher Schlimmes als Gutes heraus. Er fieng es damit an, die Einfuhr aller fremden Fabrikwaaren zu verbiethen, wie es ehemals Fridrich II auch zu seinem Nachtheile that. Es wurden Fabrikanten herbey gelocket, welche sich in der theuern und schwelgerischen Residenzstadt etabliren sollten. Sie hatten sich bald den Ton der Wiener angewöhnet, schmauseten, fuhren spatzieren, kauften sich Adelsbriefe, und machten Banqueroute. Im Ganzen waren nun alle Fabrikwaaren weit schlechter und theuerer, als sie vorhin waren. Ein Mann vom Mittelstande mußte schon berechnen, daß er jetzt für Kleidungsstücke und andere Waaren in seiner Wirthschaft jährlich drey bis vier hundert Gulden mehr haben mußte, als in vorigen Zeiten. Andere, welche Freunde oder Bestochene an der Maut (Douane) hatten, und fremde Waaren durch Schleichwege einbrachten, welches sie in Wien

Schwärzen heißen, wurden zum Nachtheile der redlicheren Kaufleute reich.

Unterdessen hat dieser Fabrikeneifer doch etwas gefruchtet, da deren wirklich einige gut in Gang gekommen sind. Es ist sonst ein eigenes Schicksal, daß Wissenschaften, Handel, und Fabriken auf katolischem Grund und Boden so selten, und in Priesterstaaten gar nicht gedeihen wollen. Wie sollen aber auch in einem Priesterlande Künste, Handel und Fabriken vorwärts kommen, wo alle Augenblicke kleingeistischer Despotismus und Chikane im Wege stehen? wo der Kaufmannsstand gedrücket und verachtet wird? Durch Mönchserziehung und schädliche Beyspiele wird die Jugend schon frühzeitig unthätig, und zu allem Guten untüchtig gemacht. Es ist eine richtige Bemerkung, daß in katolischen Ländern Unwissenheit, Trägheit und Armut desto allgemeiner sind, je häufiger die Jünglinge zum Studiren gewidmet werden. Ihre häufigen Gymnasien und übel bestellten Universitäten scheinen ihnen zum Nachtheile gestiftet zu seyn. Gute Volksschulen sind es, wodurch allgemeine Brauchbarkeit der Köpfe am besten erzielet wird. Durch Freiheit und Ermunterung werden Künste und Handel emporgebracht, nicht durch Prälatenstolz, despotischen Zwang, Mönchsandächteleien und Aberglauben.

Man

Man konnte übrigens auch in Wien beobachten, daß die Verbothe fremder Waaren nicht die hinreichende Wirkung leisteten, welches schon mehrmal auch in andern Staaten durch richtige Erfahrungen ist bestätiget worden.

Anlage und Cultur der Köpfe.

Schlimme Beobachter haben die sonderbare Bemerkung gemacht, daß Wien als große Hauptstadt betrachtet, von jeher die einzige in ihrer Art gewesen ist. Aus Athen und Rom, aus London und Paris, kurz aus allen großen Hauptstädten Europens und Asiens, sagen sie, sind Künste, Wissenschaften, und Aufklärung in die übrigen Provinzen geströmet. In Wien hat sich aber bisher just das Gegentheil ereignet. Fast alles, was man allda Vorzügliches von Künstlern, und von würdigen Männern aufzuzeigen weis, war aus Provinzen, aus ärmeren kleinen Städtchen und Dörfern nach der Residenz gekommen.

Montesquieu, der Verfasser des Geistes der Gesetzgebung, hatte einstens eine Reise durch Teutschland gemacht. In einem seiner Briefe

zeiget es sich, daß Wien in vorigen Zeiten weit ärmer an guten Köpfen war, und daß es in Wissenschaften und Aufklärung noch gegen manche übrigen Städte Teutschlands zurücke war. In Wien, schreibt er, habe ich keinen Mann von Geiste angetroffen, ausgenommen den Prinzen Eugen von Savoyen. Unterdessen gestehet Montesquieu doch, daß er in Hannover und anderwärts einige gute Köpfe gefunden habe. Es wird noch in der Folge vorkommen, welche Schilderung zu jener Zeit der spanische Ambassadeur, Bischof von Lerida, von dem Wiener Ministerium machte.

Unter der Regierung Josephs II hat es einen ziemlichen Anfang zur Aufklärung unter den Köpfen Wiens gegeben. Joseph unternahm Manches, was einen hell und frey denkenden Kopf zu verrathen schien. Dieses Beyspiel ermunterte so viele andere jungen Männer, welche nun auch ihre Talente nützen, für aufgeklärt und thätig gelten wollten. Joseph ertheilete Preß-Freiheit, übte Religionsduldung gegen Protestanten und Juden. *) Wien wimmelte

*) Daß es keine wohlverdaute philosophische Duldung war, beweisen seine Mißhandlungen jener unglücklichen Adamiten in Böhmen. Er affektirte auch in seinen übrigen Handlungen einen philosophischen Geist, und ängstigte sich

melte von Brochürchen, welche freilich nur in Wien, wo die Philosophie noch in ihrer Kindheit war, mit Beyfall konnten gelesen werden. Joseph hob die Klöster auf; widersetzte sich der hierarchischen Autorität: nun machten sich hundert Schriftsteller über Mönchswesen und Pabstthum lustig.

Joseph hatte sich unterdessen in Rom in Furcht, und im übrigen Europa in Achtung gesetzet. Ihm wäre es sehr leicht gewesen, die Hierarchie ganz zu stürzen. Er wollte aber nie den Baum bey der Wurzel angreifen. Hätte er den Cölibat der Geistlichen aufgehoben: so wäre päbstlicher Anhang, Ohrenbeichte, und andere Mißbräuche von selber gefallen. Er wollte aber nichts hiervon hören, verboth sogar darüber zu schreiben. Eine armselige Einwendung war es, daß es alsdenn zu viele Wittwen und Pupillen zu ernähren geben möchte.

Eigentlich hat Joseph nichts für Wissenschaften und Aufklärung gethan. Er hat nur mittelbar einige Veranlassung und Ermunterung gegeben.

sich im Herzen mit Andächtelei und Aberglauben. Die Aufhebung der Klöster überließ er dem Gewissen eines Geistlichen, den er dazu gebrauchete, ihn locketen die Reichthümer der Mönchen.

Sein Abgott war Geld und Militaire. Er selber liebte die Gelehrten nicht, that nichts zu ihrer Bildung und Aufmunterung. Er las kein Buch, weil ihm Mentor Lascy eingepräget hatte, daß Bücherlesen unter der Würde eines Kaisers wäre. Baron Trenk, ein unleidlicher Egoist, sobald von seiner Person oder seinen Thaten die Rede ist, hat im vierten Bande seiner Lebensbeschreibung viel Wahres über Wien, über Justizwesen, und besonders über den verstorbenen Kaiser Joseph geschrieben. Noch nirgendwo ist Josephs Carakter mit mehr Scharfsinn und Beurtheilung hingestellet worden.

Unter Leopolds Zeiten wurde von Tag zu Tage die Freyheit zu lesen, zu schreiben, zu denken, schärfer eingeschränket. Er selbst bedienete sich einiger armseligen Menschen, welche er als Spionen und Gelehrte nützen wollte, um nach seinen versteckten Absichten und Grundsätzen ihre Autorstalenten zu verwenden. Ueberhaupt ist noch keine Aussicht, daß man in Wien sobald in Wissenschaften und Aufklärung große Fortschritte machen werde. Einzelne vortrefliche Männer wird es immer geben, wie es bey einer so großen Menschenmenge nicht anders zu vermuthen ist.

Ich lasse es gelten, daß mancher Theil vom Volke bey seinen Vorurtheilen glücklich ist, und dabey gelassen werden sollte. Aber der Beherrscher des Volkes sollte durchaus eine ganz von Vorurtheilen und Aberglauben gereinigte Beurtheilungskraft haben. Er sollte, so viel es möglich. zum klügsten und besten unter seinem Volke gebildet werden. Man untersuche aber nun die Prinzenerziehung, wie sie beym Hause Oesterreich war, und wie sie noch an so manchen Höfen, besonders an den Katolischen, beschaffen ist. Weiber, Pfaffen, und Hofspeichellecker machen das Hauptingrediens zur Bildung des künftigen Fürsten aus.

Wenn einstens ein Beherrscher Oesterreichs unter seinen Kanzelleien, wo meistens alle faullenzen, und gewöhnlich nur einer oder der andere alles verrichtet, und alsdenn freilich bloß nach Plan und Interesse des Präsidenten arbeitet, Rechtschaffenheit und sorgfältige Thätigkeit empor zu bringen wüßte, wenn er Handel, Fabriken und Künste ermuntern und unterstützen, Wissenschaften befördern möchte: *) wenn er der Jugend vernünftige

*) Avec une bonne Armée bien disciplinée on a de la force; avec un commerce florissant, des richesses; avec des talens, des lumières, des

und fleißige Lehrer verschaffete: wenn er am Hofe und im Staate edlen Stolz auf Verdienst, Wissenschaften und Rechtschaffenheit, nicht auf Ahnen, Familiengröße und Dummheit, zum herrschenden Tone machen könnte: wenn er endlich die Chikanen der dunklen und verdrehten römischen Rechtsgelehrsamkeit, samt andern eingeschlichenen Vorurtheilen und Staatsgebrechen ganz von seinen Staaten verbannen möchte: so würde Oesterreich in einem Zeitraum von zwanzig Jahren, und früher, der erste Staat in Europa seyn. Es ist aber auch dermal möglich, und fast zu befürchten, daß er, im Verhältnisse mit andern, täglich unbedeutender werden mag. Die Eifersucht anderer Höfe, wo Aufklärung, und Verdienst mehr als Geburt geachtet ist, wird es nicht versäumen, so viel zu Oesterreichs Nachtheile zu wirken, als sich thun läßt. Die Nation ist zu träg, zu sehr verdorben: tüchtige und thätige Köpfe sind zu rar, und selten weis der Staat bey einer verdorbenen Verfassung von vorzüglichen Talenten Gebrauch zu machen.

Das

des arts, de l'industrie, toutes les jouissances du riche, toutes les resources du pauvre. Les premiers du systeme social par Meister. 1790.

Das einzige Tröstliche, welches Unterthanen von ihrem Beherrscher mit allem Rechte verlangen können, ist, daß er ihnen die besten Köpfe und rechtschaffensten Männer zu Administratoren und Richtern wählet. Es ist dieses die erste und wichtigste Regentenpflicht. Wird aber je in Oesterreich eine vollkommene Administration zu erwarten seyn, wo bloß Herkunft zu den ersten Stellen berechtiget? wo jeder rechtschaffene Mann von geringerer Herkunft die traurige Perspektive vor sich hat, daß ihn Verdienst und Talenten nie aus seiner subalternen Sphäre erheben werden?

Die österreichische Monarchie bestehet aus Königreichen, Fürstenthümern und Provinzen, welche zusammen eine ziemliche Dissonanz ausmachen. Man kann eine sehr deutliche Verschiedenheit der Caraktere und Talenten wahrnehmen, welche zu Erhaltung des Ganzen auch noch zu seiner Zeit eigene Schwierigkeiten machen mag.

In Wien sind wenige Menschen, welche etwa drey reine Generationen von Wiener Voreltern beweisen könnten. Es ist Zufluß und Vermischung von Menschen aus allen Gegenden. Fast alle aber scheinen sich mit der Zeit, und zwar ziemlich bald, zu naturalisiren. Sie nehmen Sprache und Sitten an. Etwas Häßliches bey den Wienern ist

ihre plumpe und unteutsche Sprache. Manche Männer von Kenntnissen werden bey Fremden bloß durch ihre Sprache für unwissend paßiren. Abscheulich ist es, wenn man eine sonst schöne Wienerin im österreichischen Accente sprechen höret. Der schöne Mund und das ganze Gesicht scheinet alsdenn Züge der Dummheit und des Pöbelhaften anzunehmen, und der größte Theil des Reizes der Schönen verschwindet. Die Oesterreicher haben ungemein viele ganz eigene Provinzialwörter, welche meistens entweder etwas Läppisches oder Plumpes an sich haben. Fremde, welche in Wien für beständig wohnen, sind endlich genöthiget, um den gemeinen Haufen oder Hausgesinde zu verstehen, und verstanden zu werden, sich auch die österreichische Provinzialsprache anzugewöhnen; und unvermerkt nehmen sie auch völlig den Accent an. Auch in Sitten und Gebräuchen arten die meisten nach und nach zu Wienern aus.

Der erste und wichtigste Schritt zur Aufklärung der Wiener Einwohner würde die Verbesserung ihrer Sprache seyn. Sie müßte sich freilich zugleich auch über das ganze Land erstrecken. Sonderbar ist es, daß es auch von ihren Gelehrten einige giebt, welche wie der niedrigste Pöbel sprechen. Manche suchen sogar noch einen Stolz oder eine

National=

Nationaloriginalität in diesem unteutschen Gewäsche. Der Adel fühlet endlich die Rohheit der österreichischen Sprache, suchet sie selber besser auszusprechen, und bemühet sich sorgfältig, für die Kinder Lehrer oder Hofmeister aus dem Reiche zu wählen, welche eine bessere Sprache haben.

Der Oesterreicher ist eigentlich kein boshafter Mensch. Er ist gutmüthig, unbedeutend, träg, zufrieden, und eingeschränkten Verstandes. Er liebt niedrigen Spaß, woher sogar auch ihre Geschäfftsmänner, besonders die Aerzte, einen Anstrich von Kasperle haben, und bey Vornehmen ihr Glück damit machen. Abraham à Sancta Clara würde noch heutiges Tages bey dem größten Theile der Oesterreicher für Wiens Genie paßiren, wenn er wieder auferstehen sollte. Uebrigens ist der Wiener etwas grob, und auf seine Wienstadt stolz, dünket sich besser, als andere Teutsche, weil Dummheit und Hoffart fast in allen Ländern unzertrennliche Gefährden sind. Die Gelehrten sind ganz überzeuget, daß ihre Universität die erste in Europa ist, obschon sie, selbst unter den Katolischen, bloß zu den Mittelmäßigen (viele glauben, ganz zu den schlechten) gehören mag. Durch Dreistigkeit und Pralerei, und dann zuweilen einen einzigen berühmten Lehrer, haben sie es dahin gebracht, daß

man sie auch auswärts für besser gehalten hat, als sie es wirklich verdient. Man sieht es sogar jedem Gelehrten in Teutschland oder andern Gegenden an seiner Selbstgenügsamkeit und Dreistigkeit an, wenn er in Wien studiret hat: so wie man es alsbald am Friseur, wenn er zu naseweis ist, errathen kann, daß er in Frankreich gewesen war.

Mit dem Geschmacke in der Baukunst ist es in Wien eben noch nicht sehr weit gekommen. Doch finden sich allda verschiedene geschickte Künstler, Maler, Tonkünstler, Goldarbeiter, u. d. g. welche zwar selten auch ursprünglich Wiener sind. Man hat überhaupt über eigentliche Wiener Künstler und Handwerker die besondere Bemerkung gemacht, daß der Mann sein Stück Arbeit nach dem vorliegenden Modelle ganz gut und artig verfertiget. Sobald man aber einen Zusatz oder eine Abänderung verlanget, welche er nicht in seinem gewöhnlichen Vorbilde hat: so ist er eingeschränket, und weis sich kaum zu helfen. Mich dünket, daß man von ihren Gelehrten das nämliche will beobachtet haben. Sie gehen selten weiter, als sie der Lehrmeister geführet hat.

Das Volk an den Gränzen zwischen Baiern und Oesterreich erwecket Schaudern und Mitleid. Man unterscheidet kaum die Physiognomie eines

Weibes

Weibes von jener des häßlichen Mannes. Taille und Kleidung sind ausgezeichnet garstig. Das Ganze repräsentiret eine schleichende Stupidität: fromm und abergläubisch. Eben so verhält es sich auch an den Gränzen gegen Tyrol, Steyermark, Triest und Italien.

Der Croat ist arm und stupid. Der Ungar hat eingeschränkte Fähigkeiten; doch ist er fleißiger im Studiren, als der Oesterreicher. Der ungarische Seigneur drücket seine dürftigen Bauern, liebt Pracht, ist ziemlich windig, fast wie der Seigneur Polonois. Aber die ungarischen Damen zeigen meistens Verstand, und eine gewisse Festigkeit, wodurch sie sich vor den Oesterreicherinnen schätzbar machen. Reisende behaupten, daß in Teutschland, besonders am Niederrheine, die Weiber ebenfalls mehr Verstand als die Männer besitzen.

Auf die Erziehung des Italiäners wird wenig verwendet: auf jene des Oesterreichers viel, ohne daß es verhältnißmäßige Früchte bringt. Der Italiäner hat aber Anlage, und entwickelt sie erst am besten, wenn er in fremde Länder kommt. Die Einwohner von Toskana werden für rechtschaffene und bessere Menschen gehalten, als das übrige wälsche Volk.

Das

Das gemeine böhmische Landvolk trägt noch ganz das Gepräge des niedrigen Sklavenstandes. Uebrigens haben jene vom Mittelstande mehr Talente und Fleiß als die Oesterreicher; sie haschen nach Rang und Adel, und sind stolz darauf. Sie lieben Religionszänkereien, und sind äußerst hartnäckig dabey. Man giebt den Einwohnern in Mähren, was Anlage der Köpfe betrifft, vor den übrigen teutschen Provinzen Oesterreichs den Vorzug.

Die sogenannten Raizen oder Griechen, welche in Ungarn wohnen, haben emsigen Handelsgeist, und sind unermüdet dabey. Uebrigens sind sie schlimm, voller Kniffe, betrügerisch, wie die schlechtere Klasse der Italiäner, oder wie Juden und Russen. Viele von ihnen halten sich das ganze Jahr in Wien auf, um Handel zu treiben, und Spekulationen zu machen.

Der Brabänter oder Niederländer besitzet Talente, ist tapfer, eigennützig, rachsüchtig, wirthschaftlich wie fast alles, was am Niederrheine von Koblenz an bis Holland liegt. Er hält auf Geld und Ehre, ist abergläubisch, Sclav des Mönchsgeistes, und der Scheinheiligkeit.

Betrügerische Schlauköpfe in Rom und in Klöstern gebahren den Aberglauben: Dummköpfe

bogen

bogen ihm den Nacken. Wo also noch Mönchsgeist und Aberglaube völlig im Gange sind, da kann man zuverläßig schließen, daß sclavische Denkungsart, und Mangel an vernünftiger Aufklärung noch im Lande am allgemeinsten sind. Es läßt sich leicht begreifen, wie solches in einem isolirten Lande, wo die Menschen von Geburt her eingeschränkten Verstandes sind, lange in solchem Zustande bestehen kann. Wie es aber möglich ist, daß eine handelnde Nation, eine Nation, welche Fähigkeiten und Kühnheit besitzet, und auf Ehre hält, solang in erniedrigender Möncherei und Dummheit schlummern kann, dies muß wirklich eine außerordentliche Ursache haben?

Es wäre möglich gewesen, daß durch das Frankenvolk in den Köpfen der Niederländer eine große Revolution wäre bewirket worden, wenn es irgend einem Franzmanne möglich wäre, ohne Uebereilung, Unbescheidenheit und Aufbrausung zu Werke zu gehen. Man hat mehr als einmal lang unterdrückte Geistesfähigkeiten, so wie andere bey Unterdrückungen lang geduldige Völkerschaften gäh aus ihrem Schlummer erwachen gesehen.

Ueberhaupt würde wahre und angemessene Aufklärung großer und kleiner Köpfe für jeden Staat die größte Wohlthat seyn. Alsdenn weichet Trägheit

 und

und Aberglauben. Industrie, Handel und Künste, Betriebsamkeit, Reichthum und Ansehen werden an ihre Stelle treten. Man vergleiche die Künstler und Handwerker Englands mit jenen in Spanien! Man darf in Wien nur die abergläubischen und sinnlosen Ankündigungen oder Zeitungsbeylagen lesen, um sich zu überzeugen, wie sehr man noch an Menschenverstande und aufgeklärter Polizei zurücke ist: Fast wöchentlich kündigen sich Menschen an, welche vortheilhafte Ausrechnungen anbiethen, wie man in dem Lotto gewinnen könne: anstatt, daß man dieses abscheuliche Lottospiel samt jenen Betrügern aus wohlgeordneten Staaten auf ewig verbannen sollte. Arme Kinder verfolgen die Leute auf den Straßen, dringen ihnen Zahlen auf, um sie als glückliche Nummern in das Lotto zu setzen. Ich will nichts von andern noch ganz gangbaren Dummheiten berühren. Aristipp wurde gefragt, wozu die Gelehrsamkeit seinem Sohne dienen sollte? Wenn sie auch zu sonst nichts nützete, antwortete er, so wird sie doch das bewirken, daß im Schauspielhause nicht ein Stück Holz auf dem andern sitzen wird.

Von

Von der hohen Noblesse in Wien.

Da in Wien Jedermann, der nicht Handwerker oder Taglöhner ist, sich Herr von, auch wohl von den Seinigen gnädiger Herr heißen läßt: da jedes Mädchen, welches sich eine Stuffe höher als ein Stubenmädchen glaubt, Fräulein genennet wird: da übrigens jeder Kaufmann, Künstler, Bürger, Jude, wenn er zu einigem Vermögen gekommen ist, sich meistens den Namen Edler oder Baron fürs Geld kauft, oder kaufen kann: so mag hierdurch hauptsächlich die Eintheilung in hohe und niedere Noblesse, welches im Grunde Unsinn ist, entstanden seyn.

Jene, welche ansehnliche Stellen im Staate begleiten, welche reich sind, welche sich nicht mehr erinnern können, auf welche rühmliche oder unrühmliche Art ihre Voreltern zum Adelstande gekommen sind, welche mit großen Familien in Verbindung oder Verwandschaft stehen, als Baronen oder Grafen zum Minister an die Tafel genommen werden: alle diese können Ansprüche auf die Gesellschaft der hohen Noblesse machen. Alle Nichtbaronen, Nichtgrafen, neue Baronen und neue Grafen, unbedeutende ausländische Grafen, ältere arme Baronen und arme Grafen machen das

aus, was die Vornehmen als niedere Noblesse von sich entfernet halten.

Man erwarte nicht, daß ich hier etwas vom Adel überhaupt erwähnen werde. Es ist ohnehin heutiges Tages diese Saite sehr stark erschüttert worden. Ich gönne jedem seine ererbten Vorzüge, und seine Reichthümer, wenn er nur bescheiden genug ist, sie nicht zur Unterdrückung anderer mißbrauchen zu wollen. Ich bin auch der Meynung, daß mancher vernünftige Mann wohl thut, dem Adel eine Art von Respekt aus Klugheit zu erweisen, welche ihm der Pöbel aus Dummheit bezeiget. *) Doch wünschte ich, daß sich endlich

*) Le Bourgeois anglois sourit des airs de protection de ses Lords. Si tu es bon patriote & honnête homme, lui dit-il, je te respecte, je t'estime? mais si tu n'es qu'un fripon, ou un fat decoré, je te haïs & te meprise, nous n'avons de commun que nos lois, & devant elles nous sommes egaux. Principes Philosophiques politiques et moraux. Par le Major Weiss.

In Teutschland, besonders in kleinen Residenzen, ist es noch gar nicht üblich, in Gegenwart des Adels englisch zu sprechen. Anm. des Herausg.

endlich jeder honette Edelmann von selber überzeugen möchte, daß Adel nicht als Verdienst, sondern als ein ererbter Vortheil, so wie Reichthum, schöne Gestalt ꝛc., könne angesehen werden. Auch sollte er erwägen, daß man auf einen alten Adel beynahe weniger stolz seyn sollte, als auf einen neueren. Wenn mancher Ursprung eines alten Adels genauer zergliedert würde, wie man denn mehrere genau zergliedern kann: so würde es fürwahr heutiges Tages wenig Ehre bringen, auf ähnliche Weise geadelt zu werden. Schon in ältern Zeiten, so wie auch manchmal noch heutiges Tages, sind gar oft Adel und Ordensband durch eine bloße Schlechtigkeit erworben worden. Dennoch hilft ein auf solche Art erworbener Adel mit der Zeit eben so gut zu Domstiftern und geistlichem Fürstenhute, als jener, welcher aus Quellen der Tugend gerühret ist.

Noch eigentlicher davon zu sprechen: warum soll ich mich auf einen Vorzug brüsten, den ein entfernter Vorfahre erworben hat, und wovon ich ein ungewisser Abkömmling bin? "Wenn jemand das Recht hat, sagt Marius beym Sallustius, mich meines neuen Adels wegen zu verachten: so thut er auch das nämliche an seinen Vorfahren, welche eben sowohl, als ich, mit

neuem Adel angefangen haben." Jeder Adel soll ja durch eine gute oder schlechte Handlung erworben seyn, da man noch keinen adlichen Adam erwiesen hat. Jener also, welcher den Adel erwarb, war ein Nichtadlicher. Es sind also die von adlichen Familien so sehr gerühmeten schönen Thaten durch Nichtadliche verrichtet worden, und haben vielmal ganz aufgehöret, sobald es adliche Abkömmlinge gab. Die ersten Heldenthaten stammeten von einem Nichtadlichen. Ein Mann also von angeerbtem Adel ist ungefähr das, was der Sohn eines durch Klugheit und Indüstrie reich gewordenen Vaters ist, der nun stolz auf das Ererbte ist, und es in Leichtsinn und Unthätigkeit verschwelget. Wem gebühret aber die meiste Achtung: jenem der es zu erwerben wußte, oder diesem, welcher sich nur auf seine große Erbschaft brüstet? Wie würde es einer hochadlichen Dame in Mainz gefallen, wenn ihr Ur- Ur- Ur- Großvater, ein rechtschaffener Mann, der sich den Adel erworben hat, wieder auferstünde, und dermal nicht zu der hochfürstlichen Tafel, oder adlichen Redoute genommen würde?

Je volkreicher eine Stadt ist, desto mehr verschwindet die sclavische Ehrfurcht, welche schwache Selen in kleinen Städten gegen Adel, Militaire,

hochmütige Räthe haben: und destoweniger brüstet sich der Adliche über andere Menschenklassen hinaus. Man wird also bey der hohen Noblesse in Wien, wo jeder von ihnen immer so manchen andern sieht, welcher eben so viel, oder mehr ist, als Er, nicht jene hochgespannte Steifheit finden, wie z. B. bey der Noblesse in Hannover, oder in mancher andern kleinen Fürstenstadt. Der Bürger in Wien lebet wegen des Stolzes seines hohen Adels ganz unbekümmert; er nimmt seinen Hut nicht ab, wenn er den Vornehmen nicht besonders kennet, oder mit ihm in Verbindung steht. Auf den wackern Reichsbaron, welcher das erstemal nach Wien kommt, wird beynahe mit Fingern gedeutet. Man erkennet sogleich den hochadlichen Gecken aus Gang und Minen, da er immer glaubet, daß er von allen Vorübergehenden, wie von seinen Bauern, als gnädiger Herr, müsse bemerket werden. Er kommt endlich ganz außer Fassung, wenn der Chaiseträger rauh hinter ihm her ruffet: Schaut's auf! und ihm bereits einen Stoß schon gegeben hat, ehe er sein Schautsauf rief.

Jeder vernünftige Beobachter kann sich leicht vorstellen, welche jämmerliche Monotonie in den hohen adlichen Gesellschaften herrschen müsse, da

sie sich von allem geringerem Adel, vom Stande der Gelehrten und Kaufleute sorgfältig entfernet halten. Es ist, wie sie dafür halten mögen, schon Herablassung genug, daß es nun gestattet ist, daß auch auf dem Prater, im Augarten, und zur Carnevalszeit auf den Bällen in der Redoute, sich andere Christen an ihrer Seite dürfen sehen lassen. Uebrigens trachten sie allzeit vom Mittelstande sich, soviel möglich, zu entfernen, und dem Hofe als gebohrne Speichellecker immer näher zu kommen. Es ist auch schon wieder so weit gediehen, daß auf den öffentlichen Bällen in den Redoutensälen sich fast niemand mehr von hoher Noblesse mag sehen lassen, wenigstens sich nicht zum Tanze herabwürdiget. Sie haben ihre eigenen Gesellschaftsbälle: auch die Gesellschaftstheater werden häufiger unter ihnen. Es mag wohl manchen von ihnen schwer aufs Herz fallen, wenn sie im öffentlichen Theater das Vergnügen des Schauspieles mit dem übrigen Theile von Menschen gemein haben müssen.

Bey der hohen Noblesse in Wien ist es äußerst selten, daß ein teutscher Schriftsteller gelesen wird. Man liest französische Romane, Schauspiele, Brochüren: von einigen unter ihnen wird auch englisch gelesen und gesprochen. Ueberhaupt herrschet bey

ihnen viele Anglomanie. Der Name eines berühmten teutschen Gelehrten ist unter ihnen fast so wenig bekannt, als jener eines chinesischen Mandarins. Die Wiener Gelehrten kümmern sich freilich auch nicht um Wien's hohen Adel, sind aber auch unter diesen beynahe völlig Fremdlinge. Leider! sieht man auch manche der sogenannten Gelehrten, welche sich selber als eine Art Laquayen in Ansehung des hohen Adels betrachten, und in demütiger Stellung oder Entfernung halten. *)

Was ist nun natürlicher, als daß in den vornehmen Gesellschaften immer der nämliche Ton, der nämliche Gegenstand des Gespräches, und, wenn es erlaubt ist, die nämliche Unwissenheit und Selbstgnügsamkeit, kurz, die albernste Monotonie herrschen müsse? Den Gelehrten mag hierbey durch die Entfernung von Gesellschaften der Vornehmen etwas von jenem abgehen, was von den Vornehmen gesellschaftlicher Ton geheißen wird. Aber was hilft es, wenn man an einem vornehmen Tische dem Gelehrten desto mehr auszuweichen suchet, jemehr er die Reputation hat, Geist zu besitzen: wenn der Gelehrte nie zum Worte

*) Quand on a pris l'habitude de ramper, on rampe toujours: on ne peut pas se tenir debout. l'Ami des Patriote.

kommt, sondern die kahlesten Gespräche von den gestrigen und vorgestrigen Unterhaltungen beständig so, wie ein Wespenbrausen vor den Ohren hat? Ein bescheidener Gelehrter wird ganz schweigen: ein unbescheidener, ein Egoist, ein Franzos, oder kühner Pedant, wird sich und seine Gelehrsamkeit aufdringen, und durch unverlangtes Räsonniren dem gelehrten Stande zum Nachtheile seyn.

Die gewöhnliche Tagesordnung der Vornehmen besteht ungefähr in Folgendem. Man fährt gegen Frühling, auch manchmal im Winter zweymal im Tage in den Prater, man schicket und erhält Besuchbillets, Krankheitsnachrichten, Einladungsbillets u. d. g. Man verweilet eine oder mehrere Stunden am Putztische: man setzet sich zu Tische, und begnüget sich mit der alltäglichen Unterhaltung von Riens: man giebt und bekommt einige Besuche, gehet Abends ins Schauspiel. So verfließen die gewöhnlichen Tage in Wien! Es verstehet sich nun von selber, daß hierinnen der höhere Adel das Muster des geringeren wird. Die Zeitanwendung bey diesen wird die nämliche. Daher sind so wenige Räthe, welche ihre Geschäfte angreifen, und zu Ende bringen mögen: daher ist es schwer, wie sich fast halb Eu-

ropa

ropa beklaget, sowohl beym Herrn Rathe, als beym Herrn Präsidenten sein Anliegen mündlich vorbringen, erklären, und ein Endurthel abwarten zu können. Wie billig wäre es, wenn solchen Präsidenten und Räthen gesaget würde, was einstens eine mit ihrer Klage so oft abgewiesene Frau dem Könige Philipp von Mazedonien zu Gemüthe führete: "ey, sagte sie, wenn du nicht Zeit hast, mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so solltest du aufhören König zu seyn."

Es ist zuverläßig, daß der Mittelstand der bedeutendeste und glücklichste von allen ist. Es heißt im Sprichworte: Mundus mediocritate regitur. Sogar in Wissenschaften ist gemeiniglich das Mittelmäßige das wichtigste und nützlichste gewesen. Drahke, welcher die ersten Kartoffeln nach Europa brachte, und Anacharsis, welcher das erste Töpferrad erfunden hat, sagt ein Philosoph, sind für die Welt nützlicher und wichtiger, als Newtons subtileste Berechnungen der Schwerkraft gewesen. Zuverläßig wird man sie auch für wichtiger halten, als die Stiftung des goldenen Vliesses und des blauen Hosenbandes. Eben so ist es auch mit Zufriedenheit und Glückseligkeit, daß meistens ihr größter Wehrt nur mit der Mittelmäßigkeit bestehet. Man beneide keinen Großen wegen sei-

ner einförmigen Langenweile, seines lästigen Ranges, seines Reichthumes. Man kennet nicht das Leere seines unbedeutenden Lebens, und die Quaalen seines heimlich nagenden Verdrusses. Sein ganzer Vorzug ist im Grunde immer nicht viel mehr, als ein glänzendes Elend. Man zeige mir unter hundert vornehmen Damen zwey, welche ohne grämliches Mißvergnügen, und inneres Gefühl einer unangenehmen Lage sind? Man zeige mir den vornehmen Mann, welcher in seiner Seele die ungekränkte Ruhe und Befriedigung eines guten Bürgers hat? Es ist auch zuverläßig, daß man sich vielleicht mehrmal mit Unrecht über Stolz des Adels beklaget, da es in manchen Gegenden ehrbare Männer giebt, welche selber das Leere und Unangenehme ihres Hoflebens, und ihrer hochadlichen Charlatanerie einsehen. Sie verlangen nicht die kriechenden Verleugnungen; aber andere niedrige Seelen dringen sie ihnen auf, und möchten hernach gerne klagen, daß der Adliche hochmüthig wäre. Man höre nur auf, zu kriechen, so wird sich der adliche Stolz von selber geben. Sobald wir vor andern beständig auf den Knien liegen, müssen sie natürlicher Weise weit größer scheinen als wir. Mancher rechtschaffene Edelmann muß selber das sclavische Kriechen anderer in seiner Seele verachten. Das

Das Kartenspiel eines der einförmigsten Geschäften auf Erden, muß heutiges Tages bey den Vornehmen, und jenen, welche vornehm handeln wollen, am meisten dazu dienen, sich in ihrer Langenweile fortzuschleppen, und den Geist immer noch trockener und eingeschränkter zu machen. Man hatte neuerlich noch einen andern erbaulichen Zeitvertreib für die vornehmen Damen erfunden, nehmlich eine in unendliche kleine ungleiche Stückchen zerschnittene Figur wieder zusammen zu setzen. Vor einigen Jahren amůsirete man sich mit dem joujou de Normandie, nemlich, Blödsinnigen ähnlich, nach einer Art von hinabrollendem Walzrade zu haschen, und es wieder in die Höhe zu schnellen. Wer weis, was es in künftigen Jahren für Kinderspiele zum Zeitvertreibe geben wird!

Wenn eine Dame ihre Ehre darinn setzet, mit einem gebildeten Geiste und tugendhaften Herzen eine treue ordentliche Gattin ihres Mannes zu seyn, ihre Hauswirthschaft selber anzuordnen, der Kinderzucht ihre ganze Aufmerksamkeit zu widmen: so wird sie durchaus nicht für eine Dame von hoher Noblesse, und von bon ton gehalten; sie ist allzu sehr à la bourgeoise. Einigen wenigen aus der vornehmsten Classe muß man es unterdessen zum Ruhme nachsagen, daß sie sich,

des allgemeinen Tones ungeachtet, bloß der Erfüllung ihrer Pflichten widmen.

Die Vornehmen sind fest überzeuget, daß sie allein den Ton der großen Welt besitzen; oder sie nennen sich selber die große Welt, obschon sie fast unter allen Sterblichen die eigentliche Welt am wenigsten kennen. Wir heißen es nicht Weltkenntniß, wenn der junge Herr in Paris war, sich etwa einige neumodische von einem Prinzen oder Friseur erfundene Impertinenzen angewöhnet hat: wenn er allzeit einige unbedeutende Complimenten, kriechende Schmeicheleien, gesuchte Witzeleien bey Damen oder am Hofe, in Vorrath hat, von neuesten Moden zu sprechen weis, und sonst alle ernsthafte und mannbare Gefühle, naïve und ungekünstelte Redlichkeit in Ausdrücken, tiefe und nützliche Kenntnisse mit einem alltäglichen spöttelnden Scherze als altteutsch verachtet. Hieraus rühret es, daß, wer nicht eine Sclavenseele hat, und seine Glückseligkeit in Antichambern suchet, allzeit mit einer gewissen unangenehmen Empfindung einer verdrießlichen Langenweile nach Hause kommt, und von allem, was da ist gesprochen worden, nicht eine Sylbe behalten hat. Sollte er unglücklicher Weise gezwungen seyn, ganz in solchen Gesellschaften zu leben: so wird er es selber

der deutlich fühlen, wie sein Geist nach und nach anfängt, beynahe eben so trocken, läppisch, und alltäglich zu werden, als wenn er ganz zur hohen Noblesse gehörete.

Von Gebrechen des Gouvernements.

Es ist vielleicht jeder Beherscher seines Staates, vom Groß=Sultan an, bis zum kleinsten Fürstenthume bey sich fest überzeuget, daß seine Regierungsform vor andern die beste sey. Vielmal wird in einem Lande gerade das für Vorzug gehalten, was im Grunde zu den Hauptgebrechen gehöret. Aber eben hierinnen liegt das größte Hinderniß, daß ein Gouvernement nicht verbessert wird, wenn man schon das Vorurtheil hat, daß es bereits unter die besten gehöret. Sollte auch ein Staat wirklich so bescheiden seyn, daß er seine Regierungsform eben nicht für die vortrefflichste hält: so weiß man sich wenigstens mit dem christlichen Trostgrunde zu befriedigen, daß es unter der Sonne nichts Vollkommenes giebt. Philosophen sind der Meynung, daß die Einrichtung eines ganz guten Gouvernements, Trotz allem Guten,

was

was Plato, Aristoteles bis auf Montesquieu und Filangieu über solche Gegenstände geschrieben haben, außer den Kräften der menschlichen Fähigkeiten seye, da man es noch nirgendwo hat antreffen können, und da es in dem besten noch so mancherlei große Mißbräuche giebt.

Unglücklicher Weise kommt es nicht allein auf die Güte und vortreffliche Eigenschaften des Regenten an, daß auch die beste von ihm adoptirete Regierungsform im Lande zu Stande gebracht wird. Vielmal kann er aller Einsicht und guten Willens ungeachtet seine besten Plane nicht gegen allgemeine Vorurtheile, Wahn, oder Volksausartung, zur Ausführung bringen. Ferner wird der Wahrheit und dem Verdienste der Zugang zum Throne durch Höflinge oder verdorbene Dienerschaft äußerst schwer gemacht: und mehrmal ist es beynahe Zufall, daß die Wahl auf gute Köpfe, auf fähige und rechtschaffene Männer, als Minister und Räthe fällt, von deren Einsicht und Thätigkeit hernach das Wohl des Landes und die Reputation des Fürsten abhängen. Henri IV ohne Sully hätte vielleicht bey der Nachwelt eine wenig bedeutende Rolle gespielet.

Es giebt gewisse Kennzeichen, wovon man auf die Vortreflichkeit einer Regierungsform schließen

kann. Eine ganz gleiche und vollkommene Regierungsform ist Chimäre. Der Grund liegt in der menschlichen Schwäche, und in dem Mangel an Moralität, daß man sie nie erwarten darf. Eine ganz verdorbene Nation, wie die fränkische war, wird sie am wenigsten erreichen können. Man kann aber überzeuget werden, daß eine Regierungsform für gut paßiren könne, wenn man wahrnimmt, daß Talente, Verdienste und Rechtschaffenheit, nicht Heuchelei, Niederträchtigkeit, und bloße Geburt oder Verwandschaft die Ansprüche zu Beförderungen im Staate geben: wenn das Gouvernement so beschaffen ist, daß man wenige oder gar keins in benachbarten Staaten hat, unter welchem man lieber leben möchte. So oft man durch ein Land reiset, und den Bauer demütig, schüchtern, kriechend und schmutzig, den Seigneur aber in asiatischem Prunke erblicket: so ist es ein sicherer Beweis von einer despotischen und elenden Regierungsform. So ist es in Pohlen, auch fast eben so in Ungarn: und so ist es bey dem gedruckten und dürftigsten Landvolke in Frankreich gewesen. Es ist ein rühmlicher Beweis von Zuversicht, Klugheit und Vollkommenheit der Regierung; es zeuget von Größe, Selbstgefühl, Aufklärung und Wohlfart des Volkes, wenn Freiheit

zu denken und zu reden im Lande ist. Dieser Freiheit sind die Engländer ihre Größe schuldig, und durch sie sind die Nordamerikaner über alle andere Nationen erhaben und glücklich. Die Griechen und Römer drangen empor, oder sanken, so wie unter ihnen diese Freiheit befördert oder gekränket wurde. Es liegt hierinn ein Grund, warum geistliche Fürstenthümer, deren Regierungsform dahin zielet, das Volk träg, furchtsam, arm und unwissend zu erhalten, und deren eingebildeter Glanz sich auf Aberglauben des Volkes gründet, nie den weltlichen, besonders den protestantischen Staaten ähnlich kommen werden.

Nur schwache und ihrer Unvollkommenheit bewußte Regierungen suchen diese Freiheit auf alle mögliche Art einzuschränken. Durch Freiheit zu sprechen wird der kühne Egoismus in Schranken gehalten: Cabalen und Intriguen werden schüchtern gemacht: Ungerechtigkeit, verwegene Eingriffe, Verrätherei, und Dummheit werden entlarvet und unwirksam: Bestechungen, Schwänke der Richter, kriechende Niederträchtigkeit der Clienten werden verächtlich und zwecklos: Wissenschaften, Patriotismus nnd Energie dringen empor.

Unsinnige Sprecher, Verläumder, ungezogene Tadler, Frechheiten im Reden, sind allzeit weni-

ger schädlich, als Sclaverei. Sie ziehen sich selber ihre Strafe, Geringschätzung und Verabscheuung auf den Hals. Aber Unterdrückung der Freiheit wirket den Untergang aller Volkskraft und öffentlichen Glückseligkeit. Alsdenn dürfen Kanzeleien gleich hungrigen Saugigeln durch Bedrückungen und Sporteln das Land aussaugen: die Beamten auf dem Lande dürfen ohne Schaam und Vorwurf die Bauern schinden, das Recht verkaufen: Unverschämte Dummköpfe können sich stolz über andere brüsten, und Gelehrte schämen sich nicht, Miethlinge und zweydeutige Heuchler zu werden. Verächtliche Heuchler mögen sich alsdenn bidere Teutsche nennen, sich dem Publikum und den Königen aufdringen, indem sie zur Täuschung der Menschheit und Vertilgung aller Volkskraft sich als Widerleger der sogenannten Freiheitsprediger aufstellen, und die Vertheidigung der Aristokratensysteme aus unreiner Brust übernehmen.*)

Nach

*) S. Girtaners Annalen (und andere seines Gleichens, welche gerne dem Publikum die Waaren zuschneiden, wie sie am einträglichsten sind.) S. Ries, die alten Franzosen in Teutschland hinter der neufränkischen Maske verschlim-

Nach mancherlei politischen Erwägungen kann das Verhältniß und die Regierungsform des Oesterreichischen Staates auch nicht zu den vollkommenen gezählet werden. Es zeigen sich im Gegentheil

schlimmert oder Custins Heldenthaten ꝛc. ꝛc. ꝛc. (Es stehen der Dinge sehr viele auf dem mit Kaufmannsspekulation aufgestellten Titelblat,) dem Kaiser dediciret, (und allen Königen und Fürsten zugeschickt:) mit dem Motto: dulce est pro pane scribere (Patria ist ein Druckfehler, dem Verfasser ist es um eine gute Versorgung zu thun.) S. Betrachtungen über die französische Revolution ꝛc. von Friedrich Genz. S. v. Bootsheim Zuruf an Deutschland. (Bittet um ein Allmosen zur Rettung Teutschlandes und der Religion, d. i. zur Erhaltung adlicher Vorzüge und Usurpationen) S. Ifflands (eines Pfuimenschen) Cokarden. u. d. gl. Der große Haufen der teutschen Gelehrten und Räthe scheint mir den fränkischen Emigrirten ähnlich; es ist Auswurf der Nation. Wahrheit, Redlichkeit, Gerechtigkeit, sind fast nirgendwo die Triebfedern ihrer Handlungen. Die Zahl der Rechtschaffenen, welche in der Stille ihren Gang gehen, ist geringe. Moralität wird fast täglich seltener.

theil so mancherlei Contrasten, Disharmonien und Staatsgebrechen in selbigen, daß es zu verwundern ist, wie er sich noch so lange bey Größe und Ansehen hat erhalten können. Man erkennet hieraus, was innere Kräfte des Staates zu dessen Erhaltung vermögen. Bey einem schwächern Staate würde die Hälfte oder ein Viertel solcher Gebrechen schon eine völlige Zerrüttung veranlassen. Es gehörete eine lange Reihe außerordentlicher Ausschweifungen und Staatsfehler dazu, ehe Rom zu seinem Verfall gekommen ist. Zum Untergange eines geistlichen Fürstenthumes können wenige Jahre eines Fürsten von Fortun zum Ueberflusse hinreichend seyn.

Plato sagte, daß alsdenn endlich die Länder glückselig werden würden, wenn entweder Philosophen sie beherrscheten, oder die Könige philosophireten. Mich dünket, daß man fast nie so weit, als zu unseren Zeiten, von dieser Glückseligkeit ist entfernet gewesen. Philosophie und Menschenverstand sind beynahe in Gefahr, ihr Bürgerrecht ganz zu verlieren. Die verschiedenen Handlungen, welche bey dem jetzigen Revolutionskriege zum Vorscheine kamen, haben es bewiesen, wie unphilosophisch, unpolitisch, verstandlos und barbarisch auf beyden Seiten die Gesin-

nungen des größten Theiles großer und kleiner Menschen gewesen sind. *) In

*) Bloß in Amerika findet man noch wahre Menschenwürde: man ist durch gesellschaftliche Gesetze frey und glücklich. Gezierte oder ungezierte Müßiggänger finden dort ihre Rechnung nicht. Indüstrie und Arbeit bringet reichen Gewinn, und nirgendwo kann der Handwerker oder Arbeiter besser leben als in Nordamerika. In Asien, Afrika sind bloß Despoten, Barbaren und Sclaven: in Frankreich purer Wirbel: in Rußland, Pohlen stolzer verdorbener Adel und Sclaven: in Teutschland Fürsten, reichsfreye Edelleute, Gelehrte, welche sich als Miethlinge und Heuchler auf jede Seite wenden, Bürger, Bauern und Soldaten, die man nach Willkühr täuschet, und als Rindviehe zur Hetze gebraucht, wenn man von ihrer Wuth sich Vortheile verspricht. Wer dermal in Teutschland nicht durch Thaten oder Verbindung erweisen kann, daß er zur Schafskopsfamilie gehöret, oder wer nicht Selbstverläugnung genug hat, gegen Wahrheit und Ueberzeugung zu sprechen, oder nicht verwerflich genug ist, den schmeichlenden Heuchler zu machen, ist in Gefahr von Demokratenjägern aufgespüret, und von Blödsinnigen mißhandelt zu werden. Das allgemeine Losungswort ist dermal: es florire Despotismus, Adel, Pfaffheit (Katholsche) und Dummheit! Vivat!

In Oesterreich ist kein zusammenhängender Patriotismus, keine übereinstimmende Theilnahme und Mitwirkung zum besten des Staates. Der Ungar hält den Oesterreicher für seinen ärgsten Feind, und betrüget sich nicht. Der Böhme verabscheuet den Oesterreicher. Der Oesterreicher dünkt sich besser als alle. Der Italiäner hasset alle übrigen, und ist wieder von ihnen gehasset.

Außerdem herrschen einige Hauptgebrechen im Staate, welche verursachen müssen, daß Oesterreich im Gleichwichte von Europa, und überhaupt im Aufblühen des Staates, nach Verhältnisse mit andern nicht viel vorwärts rücken wird: vorausgesetzet, daß andere Staaten bey angefangenen Fortschritten bleiben. Es kann nicht fehlen, daß nicht ein klügerer Nachbar mit der Zeit den Ascendant über den Dümmeren erhalten sollte. So berechnet dermal Rußlands Kaiserinn ihre Unternehmungen bloß nach der Inconsequenz und Dummheit der nahen Staaten, übersieht sie, und setzet meistens ins Werk, was sie angefangen hatte.

Die Cabinette, Gesandtschaftsposten und Dikasterien in Rußland, England, Preußen, waren im Ganzen immer ungleich besser besetzt, als jene des Oesterreichischen Staates. Man hat seit eini-

ger Zeit zwar auch mit Verwunderung gelesen, wie wenig schonend, und wie unmanierlich manche Manifeste aus Berlin gekommen sind, das berüchtigte Kriegsmanifest des Herzogs von Braunschweig gegen Frankreich nicht davon ausgenommen! Preußen, welches nicht die innere Kraft hat, wie Oesterreich, oder der Koloß von Rußland, ist freilich heutiges Tages mehr rückwärts als vorwärts gekommen. Es sind aber noch die vorigen Grundsätze und guten Köpfe im Lande, wovon der Beherrscher einstens wieder Gebrauch machen kann. *) Aber gerade an brauchbaren hellen Köpfen ist in Oesterreich eine magere Unfruchtbarkeit: oder die Verfassung ist so, daß es allzeit Unfruchtbarkeit bleiben muß.

Das

*) Vermuthlich werden auch unter einer künftigen Regierung nicht wieder Preußens Krieger zu Gerichtsknechten rachsüchtiger Fürsten und Edelleute, zu verächtlichen Demokratenhäschern, oder zu den rohesten Büttelexecutionen heruntergesetzet werden, wie sich dermal bey dem Aristokratenkrige die Preußen weit schimpflicher als die Oesterreicher sollen ausgezeichnet haben. Es glich den Dragonerbekehrungen unter Ludwig XIV, war aber noch sonderbarer, da es nicht

in

Das Majoratrecht, oder Recht der Erstgeburt, das Aristokratenmonopolium gewisser vornehmen Familien, die grobe Selbstgenügsamkeit und schwelgerische Trägheit, welche einmal die herrschende Sitte bey großen und kleinen Dikasterialpersonen sind, werden Oesterreich, woferne unterdessen andere Mächte an fruchtbarer Thätigkeit, Aufklärung und verfeinerter Staatskunst täglich Zuwachs erhalten, endlich einer gewissen Unbedeutenheit, oder gar seinem Verfalle näher bringen.

Durch das Majoratrecht kann der älteste Sohn die Familie, welcher doch nach beständiger Erfahrung gemeiniglich der dümmste ist, allein der Erbe der Familiengüter, der Hofgunst, und des erworbenen Ansehens und Stolzes werden. Von Jugend

in eigenen Staaten, an eigenen Unterthanen, sondern in fremden fürstlichen und ritterschaftlichen Ländern geschah. Die Preußen wurden Bütteln am Rheine, nicht an der Oder, Spree, oder Weichsel. Dies war der rühmliche Anfang des zweyten Feldzuges unter dem Herzoge von Braunschweig! Er erschien als Grand Profos. Man sagte sogar, daß im Hauptquartier zu Gundersblum mehrere Menschen wären in der Stille gehenket worden.

gend her wird er schon durch des Vaters Dienerschaft, welche in ihm den künftigen Kammerherrn sieht, und durch andere eigennützige Schmeichler verdorben, und bringt zugleich eine angebohrne Anwartschaft auf die vorzüglichsten Plätze im Staate aus Mutterleibe mit; wenigstens erhält er durch Reichthum und Ansehen, jene, welche Sprossen seines Stammes sind, vor andern minder reichen und minder angesehenen Familien im Vorzuge. Aber in einem Lande, wo Talente und Verdienst nicht mehr der Weg zu den wichtigsten Würden sind, müssen Thätigkeit und edles Bestreben nach Ehre endlich ganz aufhören: Trägheit, Stolz und Egoismus treten an ihre Stelle: Nachlässigkeit, Unwissenheit und Unordnung im Staate sind die unfehlbaren Folgen davon. In Wien kann keiner zu einer angesehenen Staatswürde gelangen, wenn er nicht aus einer der dort herrschenden großen Familien ist: und kaum einer oder der andere von ihnen taugt für die Stelle, welche ihm doch nach herkömmlicher Sitte zu Theile geworden ist.

In Ländern, wo durch kein unsinniges Herkommen der eine Sohn alles, und die andern nichts erhalten, kann der Keim des Verdienstes nicht so leicht erstickt werden. Keine Familie

kann

kann sich alsdenn in die Länge in ihrer überwiegenden Größe erhalten. So ist es in Venedig und Rußland gebräuchlich. Die Güter werden vertheilet, kommen von einer Hand in die andere: es giebt Steigen und Fallen. Eine Familie kommt in die Höhe, die andere sinket, ohne daß sich alsbald Hof und Regierung in Bewegung setzet, der durch Uebermut und Schwelgerei sinkenden Familie auf alle Weise wieder in die Höhe zu helfen, wie es so manchesmal in Wien geschah. Die an Reichthum gleichgehaltenen Brüder, oder die Söhne aus Familien, deren keine viel überwiegender als die andere ist, suchen ihre Talente geltend zu machen. Dem Geschicktesten unter ihnen werden alsdenn auch die stärksten Ansprüche auf Stellen im Staate zu Theile. Indüstrie, Nacheiferung, Thätigkeit, Ambition, werden nun auch diese Klasse des Adels beleben. Der Staat erhält brauchbare Männer, und ärndtet die Früchte davon. Es werden nicht bloß einige mächtige Familien bis zu den spätesten Generationen in ihrer Größe, Unwissenheit, und bey ihrem Ansehen und Reichthume bleiben, welche hernach die ärmeren allenthalben verdrängen, und alles, was noch im Staate einträglich ist, an sich zu raffen wissen.

Fürst Kaunitz hat freilich in Wien eine Ausnahme gemacht. Er war Fremder, von einem Könige in Preußen an das Haus Oesterreich empfolen, war, so viel ich weis, zur katholischen Religion übergegangen, welches ohnehin bey Maria Theresia die größte Empfehlung war, hatte in Sachsen seine Studien geendiget, und sich dort freilich besser ausgebildet, als es beym Adel in Wien gewöhnlich ist. Aber auch nie wird, nach heutiger Verfassung, die erste Ministerstelle wieder einem ähnlichen Manne, der nicht zum ächten wiener Aristokratenmonopole gehöret, zu Theile werden. Männer, welche in Rußland, Preußen, England und Frankreich die ersten im Cabinette waren, und manchmal dem mächtigen Hause Oesterreich die stärksten Stöße gaben, hätten es sicher in Wien nicht weiter, als zu Hof = Secretär = oder Hofrathstellen gebracht. Freilich wäre auch ein simpler Banquier, wie Neifer, an einen hochfürstlichen Hofe zu Salzburg nie ein Finanz = Minister geworden. Geistliche Fürsten halten so gut auf hohen Adel, als ein Kaiser in Wien.

Es geschieht wohl manchmal, das Mämer von geringer Herkunft sich das Zutrauen eines Kaisers erwerben, und in Geschäften vorzüglich gebrauchet werden. Aber hoher Rang und Gehalt sind Vor-

züge,

züge, wozu bloß uterus faemininus in Wien das Vorrecht giebt. Man läßt wohl Männer von bürgerlicher Herkunft in ihrem Wehrte, solange sie sich bloß als arbeitende Thiere gebrauchen lassen. Aber sobald sie scheinen, wichtiger zu werden, und das Zutrauen von dem Monarchen zu erhalten, werden alsbald Plane geschmiedet, sie an eine andere Stelle zu versetzen, oder gar ihrer Dienste müde zu machen, und in Ruhe zu sitzen. Man kann hiervon häufige neuere und ältere Beyspiele haben. Eigentlich sind es nur gewisse Familien von der hohen Noblesse, welche im österreichischen Staate die wichtigsten Stellen gleichsam eigen haben. Es giebt wohl auch einzelne Männer von älterm Adel, und von Kenntnissen, welche dennoch nicht in die Höhe kommen, weil sie nicht zur Caste dieser vornehmen Monopolisten gehören.

Unglücklicher Weise wollen freilich Wissenschaften, Staatskunst und Weisheit sich gar nicht als Zugehöre zu diesem Aristokratenmonopol per decretum oder durch Taufschein anzwingen lassen. Hieraus erscheinen denn manchmal so ungeschickte Rescripte, auffallende Manifeste, so nachtheilige Staatsfehler gegen das Wohl des Staates und die Regeln einer feineren Staatsklugheit. Es giebt so mancherlei Verordnungen und Handlungen im

Staate, welche offenbar das Gepräge von Mangel der Aufklärung und Armut des Geistes tragen. Daher rühret es, daß man schon überhaupt in auswärtigen Ländern von der Klugheit eines österreichischen Ministers oder Gesandten keine vortheilhafte Begriffe hat. Von den meisten kann man beynahe noch behaupten, was einstens zu Lebzeiten Kaiser Leopolds I der spanische Ambassadeur, Bischof von Lerida, von Oesterreichs Staatsmännern nach Spanien schrieb: "Der Verstand, welchen Leopolds Minister besitzen, ist beschaffen, wie die Hörner der Ziegen in meinem Vaterlande, klein, hart, und schief."

Schon das Gute, welches zu ruhigen Zeiten eines Staates geschehen könnte, und nicht geschieht, zeigt die Untüchtigkeit des Ministeriums an. Man kann aber am meisten die Kraft und Weisheit des Ministeriums beurtheilen, wenn sich Verwirrungen im Staate ereignen, oder wenn Unruhen benachbarter Staaten zur Theilnahme fordern oder nicht fordern sollen.

Mich dünket, aus dem Anfange und Fortgange des dermaligen Opinionenkrieges ließ sich am deutlichsten erweisen, daß wenig auf wahre Staatsklugheit beym österreichischen Ministerium zu rechnen ist. Es war allerdings ein bedenklicher Verlust

lust für Oesterreich, wenn sein alliirter König in Schranken gesetzet wurde. Aber ohne entstandene Revolution war das ganz heruntergesunkene Frankreich eben auch ein sehr unbedeutender Bundsgenoß. Oesterreich hätte also von den Umständen profitiren, die neue Constitution anerkennen, und neue Freundschaft mit diesem neuen Staate machen müssen. Hier erforderte es die Staatsklugheit, eine gute Mine bey einem bösen Spiele zu machen. Aber die Franken hatten Crimen læsæ Nobilitatis begangen: das Ruder des österreichischen Staates wurde nicht durch philosophische Köpfe, sondern durch beleidigten Adel geführet. Die Emigrirten aus Frankreich hefteten sich an den hohen Adel in Wien. Gefürstete Pfaffheiten aus dem Reiche winselten unaufhörlich um Krieg und Rache. Der teutsche Adel, dem es unverzeihlich war, daß man ihm die Leichtigkeit seines Sturzes, und die Unbedeutenheit seiner Vorzüge gezeiget hatte, brannte in allen Winkeln für Rachgier. Rußland hatte Absichten auf Eroberungen, wollte die teutschen Mächte entfernen, und anderwärts mit Kriege amüsiren, um desto sicherer im Trüben fischen zu können. Preußen hatte mehr Sicherheit, als Oesterreich im Hinterhalte, da eine engere Allianz mit Rußland so gut als festgesetzet war. Oesterreich

reich hatte noch blutende Wunden von dem nachtheiligen Türkenkriege, und sah nicht voraus, daß alles darauf zielete, es künftig ohne Allianz im Gleichgewichte Europens ziemlich isoliret hinzustellen, und weniger bedeutend zu machen. Die Franken mußten also genecket werden: man machte ihnen Schwierigkeiten über Schwierigkeiten: Kaiser Franz verlangte die fränkische Constitution zur Revision. Kurz, man brachte es dahin, daß Krieg erkläret wurde. Nie ist ein Krieg zweckloser und mehr zur Unzeit unternommen worden.

Pohlen, ein schreckbares Muster des Unheils, welches äußerst verdorbene Aristokratie in einem Staate verbreiten kann, fühlete seine Schwäche und mißliche Lage, und wurde durch eine patriotische Wallung zur Reforme in Bewegung gesetzt. Der König, und ein großer Theil des Adels predigten Menschenliebe, und entwarfen Plane zu einer besseren Constitution, wodurch Pohlen ein Erbreich und mächtiger Statt hätte werden können. Rußland, welches beynahe in allem die Kunstgriffe der ehemaligen Römer benutzet, und allenthalben seine Nachbarn ohnmächtig, und in Unruhe zu erhalten sucht, wußte bald einen Theil des seit einem Jahrhunderte immer bestochenen pohlnischen Adels zu gewinnen. Es widersetzete sich

der

der neuen Constitution, deren Absicht war, das Reich aus seiner Unordnung und Ohnmacht empor zu bringen. Preußen, welches im vorigen Türkenkriege sich mit Pohlen verband, es zu Widersetzlichkeiten gegen rußische Zumuthungen kräftig reizte, änderte auf einmal seine Verbindung und Sprache. Oesterreich sprach im nämlichen Tone. Preußen that es in Rücksicht auf verabredete Vortheile: Oesterreich, weil es bereits gewohnt ist, den Hut abzunehmen, sobald Rußland spricht. Es fiel Oesterreich gar nicht ein, bey dieser Veränderung sein Interesse zu berechnen: oder es ließ sich von auswärtigen sophistischen Rechnungen blenden. Rußland, wo immer Macht und Wille für Recht und Gesetze gelten, nahm das Beste von Pohlen, die Ukräne, und was ihm sonst noch vortheilhaft schien, welches im Ganzen viertausend Quadratmeilen betragen soll. Preußen eignete sich Thorn und Danzig zu, und 1300 Quadratmeilen Landes, worauf es etwa nach funfzig oder hundert Jahren drey bis vier Millionen Einwohner zählen kann. Oesterreich, welches sehr eifrig für verdorbenen französischen Adel kämpfete, machte sich endlich auch noch dieser fremden Sünde theilhaftig, und trug einen ganz geringen Distrikt aus Pohlens Theilung davon.

Rußland und Preußen werden sich genau verbinden; sie werden Schweden zu ihrem Bündnisse nehmen. Man wird sogar die Pforte und England zu gewinnen suchen. Oesterreich wird wohl alsdenn erst die Augen öffen. Ich möchte hier eine Kannengießers Frage aufwerfen: ob Oesterreich nicht mit mehr Vortheil in Pohlen, als gegen Frankreich seine Kraft hätte anstrengen können?? Pohlen als ein erbliches Reich, bey einer heilsameren Constitution, alliiret mit Oesterreich, etwa nebst der Pforte, Frankreich und Spanien, hätte ein Gegengewicht bey der starken Allianz zwischen Rußland, Preußen und Anhang gegeben. Pohlen ist aber nun keine dritte Macht mehr zwischen der Pforte, Oesterreich, Preußen und Rußland. Diese drey letzten Mächte sind nähere Nachbarn geworden: und es wird der Zwistigkeiten, des Kriegführens und der Verwüstung kein Ende seyn. Oesterreich hoffet durch den Zuwachs von Baiern Schadloshaltung. Vielleicht ist aber dieses eine neue gefährliche Klippe für dieses bedeutende Haus. Wegnahme oder Austausch: beydes kann seine Beschwernisse und gefährlichen Folgen haben.

Unterdessen sahen französische und teutsche Pfaffen und Adliche ihre Sehnsucht erfüllet. Rußlands tückische Hetzereien waren zu ihrem Zwecke gekommen. Oesterreich war in einen fürchterlichen Krieg mit Frankreich verwickelt. Aber auch hier sah man bald, wie wenig dieses sonst so stolze Haus wahre Größe zu behaupten wußte. Himmel und Erde wurde in Bewegung gesetzet, und ängstlich um Beystand aufgeruffen. Das teutsche Reich, wie gewöhnlich, sogar der heilige Vater Pabst bis auf den kleinsten italiänischen Fürsten, wurden um Hülfe und Beysteuer angesprochen. Herr Vetter in Sardinien waren ohnehin in Hitze, und bereit, Dero Möglichstes zu leisten. Es war ganz vergessen, was einige Jahre zuvor durch Preußen in Ungarn, Böhmen, und den Niederlanden angesponnen, und was zu Reichenbach geschehen war. Man bath den König, besonders vermöge der transzendentalen Allianz, sehnlichst um Hülfe, und warf sich ganz in seinen mächtigen Schutz! Preußens General hatte das Oberkommando über beyderseitige Heere, und leitete alle Kriegsoperationen: die Oesterreicher gehorcheten als fromme Mündlinge.

Die Wirkung dieses monströsen Krieges war, daß der Frankenkönig nun ganz abgesetzet, und endlich gar enthauptet wurde, daß Frankreich sich als Republik aufwarf, daß Geld, Länder, Leute und Ehre im ersten Feldzuge verloren giengen. Endlich als man im zweyten Feldzuge verlorne Länder theuer wieder erobert hatte, both man willig die Anerkennung der ersten Constitution an, wegen welcher man doch den unüberlegten Krieg angefangen hatte.

Wer mir nun aus allem diesem Beweise einer großen Staatsklugheit ausfinden kann, wird mein Apollo seyn.

Die Zeit wird es lehren, welche Vortheile man noch aus diesem Kriege wird erfechten können? Die Zeit wird es zeigen, welche Früchte aus einer widersinnigen Allianz zwischen Oesterreich und Preußen konnten erwartet werden?

Wenn ich von den Einsichten des österreichischen Ministeriums eben nicht die vortheilhafteste Meynung habe: so wird man mir den Einwurf machen, daß doch immer soviel in Europa von Intriguen, Cabalen, Vergrösserungsplänen, politischen Kunst-

griffen, und Machiavellismus des wiener Cabinets wäre gesprochen und geschrieben worden. Es kann aber dieses entweder irriger Wahn seyn; oder es ist vielleicht bloß von den Talenten eines oder des andern verschmitzten Kopfes am Hofe, oft von fremder Inspiration, hergerühret, und kann noch nichts zum Ruhme eines aufgeklärten Ganzen beweisen. Politische Seitensprünge können ohnehin nicht als Beweise einer mannbaren Staatsklugheit angeführet werden. Dumme Menschen sind sehr oft malins, pfiffig, in Kleinigkeiten (z. B. im Spiele) schlau, auf Lügen, listige Mischereien beflissen. Sie kennen selten einen geraden, offenen, auf ächte Gründe gebauten Gang. Nichts ist aber in den Augen der Weisheit verächtlicher, als eine sogenannte Staatskunst, welche sich auf solche kleine niedrige Mittel gründet. Mazarin, sagte ein spanischer Minister, hat einen der ersten Fehler in der Staatskunst; er will immer betrügen. Die Gesandten der unwissendesten Völker suchen am meisten sich durch tückische Kniffe, Hinterlist, und kleingeistige Ränke einen Wehrt zu geben. So sind heutiges Tages noch die Gesandten asiatischer Völker: und so waren es in ältern Zeiten die Gesandten der Russen und Teutschen. Nach meinem Dafürhalten sind die intriguenvollen und

unredlichen Handlungen, welche leider! wieder zu unsern Zeiten aus einem oder dem anderen Kabinette erschienen, der sicherste Beweis, daß wir heutiges Tages an großen Staatsmännern Mangel haben, wenigstens daß an solchen Höfen keine große Männer am Ruder sind. *)

Ein nachtheiliges Staatsgebrechen, wodurch es geschehen muß, daß Oesterreichs Kanzeleien nie mit tüchtigen Köpfen können besetzet werden, rühret von einer Verfassung her, welche erst durch Kaiser Joseph ist ganz befestiget worden, und wobey nun zum Schutze der Dummheit strenge gehalten wird. Joseph, welcher alles nachahmen wollte, und dadurch manches übereilete, oder gerade von der schädlichen Seite nachahmete, war auch hier wieder schief zu Werke gegangen.

"Niemand soll zu Beförderung und Gehalt gelangen, welcher nicht zuvor als Praktikant auf Kanzeleien gestanden hat."

Das

*) Un esprit superieur dédaigne les petits ressorts, il n'emploit que les grands, c'est à dire: les simples. Duclos.

Das klingt vortreflich! und eben hierinn liegt eine unverzeihliche Absurdität, welche dem Staate zum Ruine gereichet. Denn eigentlich sagt diese Verordnung, wenn sie analysiret wird, nichts anders, als: "bloß der Unwissende kann Ansprüche auf Gehalt und Beförderung auf Kanzeleien machen."

Ueberhaupt ist es nicht groß gedacht, wenn ein Kaiser, Fürst, oder Bürger Leute verlanget, welche ihm erst Jahre lang ohne Gehalt dienen sollen, ehe sie das Glück haben, einen im Anfange immer geringen Gehalt zu erwischen.

Der älteste Praktikant, und sonst niemand, tritt also in die Reihe, wenn eine Gage oder wirkliche Stelle auf Dikasterien ledig wird. Man muß daher zeitlich suchen, der älteste Praktikant zu werden: Das ist, man muß als unreifer Jüngling schon suchen, auf die Kanzelei zu kommen, dort die Zeit in Langerweile versitzen, etwa hier und dort etwas abkopiren, oder durch die gemietheten Tageschreiber (welcher elende Trupp in einem Nebenzimmer für wenige Kreuzer den Tag lang sitzet und schreibet) abkopiren lassen, welches denn die ganze Verrichtung des Praktikanten ist,

und ihn allein nach der ihn treffenden Reihe zu Gehalt und Diensten fähig macht. Er kommet hernach immer der Ordnung nach weiter, wird Rath, und alles, was ein Mann, der nicht von hohem Adel ist, auf dieser oder jener Kanzelei in Oesterreich werden kann.

Es sollte hierinn etwas Militärisches liegen. Aber alles Militärische ist noch immer das Unglück und die Pest des Staates gewesen, sobald Civilhandlungen dessen Pedanterie und despotischen Druck empfinden müßten.

Wenn nun ein Mann selber schon als Rath, Sekretär oder Kanzellist auf Kanzeleien dient, oder von Präsidenten oder Räthen geschützet wird: so schicket er zeitlich seinen Sohn von vierzehn bis sechzehn Jahren auf die Kanzelei, wo er einstweilen gratis dienet, damit er sich dort je früher, je besser zum ältesten Praktikanten, und Exspektanten der nächsten Gage reif sitzen könne.

Es versteht sich, daß der Jüngling in diesen Jahren noch nichts gelernet hat, und nun auch nicht mehr Zeit oder Gelegenheit hat, dermal noch auf gründliche Wissenschaften zu verwenden. Er

hat bloß Gelegenheit, sich einen albernen Kanzeleischlendrian anzugewöhnen, wenn er anderst hierzu noch Lust und Fähigkeit besitzet. Auf solche Weise denn bilden sich die Männer, welche hernach als Räthe auf Kanzeleien sitzen, welche als Richter oder Finanzräthe über das Heil eines großen Staates und Menschenhaufens wachen, und entscheiden sollen!

Fremde geschickte junge Männer, welche auf auswärtigen Universitäten förmlich studieret haben: Einheimische, welche noch aus Ehrgeiz oder Liebhaberei sich den Wissenschaften widmen, verlieren ihre Jahre, da unterdessen so viele unreife Jünglinge, welche Praktikanten waren, ihnen vorgesprungen sind: und wenn sie sich nicht noch spät bequemen wollen, der Praktikantenjugend nachzusitzen, so ist für sie keine Unterkunft. Ihr Schicksal ist, daß sie suchen, Hofmeister, Lehrer, Advokaten, und Beamten oder Sekretäre bey der Noblesse werden zu können. Wer daher noch gebildete junge Leute in Wien anfsuchen will, wird sie bloß in den hier genannten Classen, und fast gar nicht auf Kanzeleien finden.

Nichts wäre leichter und nöthiger, als solchen Hauptgebrechen abzuhelfen. Ich wiederhole es noch einmal, daß ein Staat, in welchem solche Hauptgebrechen in ihrem Gange bleiben, ein Staat, wo auch das nöthigste Gute nicht geschieht, unmöglich Beweise von einem guten Ministerium führen kann.

Neuerlich ist nun eine große Umänderung in Dikasterien und Kanzeleien geschehen. Es wurden mehrere zusammengeworfen, und vereiniget. Die Hauptabsicht war wohl, das Personale zu vermindern, und so endlich den Gehalt zu gewinnen. Vielleicht war die meiste Absicht, ein Regiment mehr gegen die Franken aufmarschiren lassen zu können: so wie fast in jedem Staate die Militärmanie fast alles verzehret. Also Sparsamkeit, nicht Reforme der Mißbräuche, mochte die Ursache der geschehenen Umänderungen bey Kanzeleien gewesen seyn. Der Praktikantenschlendrian wird vermutlich geblieben seyn, und allzeit bleiben.

Die wahre, einzige dauerhafte, und größte Politik des Gouvernements bestehet darinn, daß der Staat so verwaltet werde, daß die Unterthanen nicht hoffen dürfen, unter einer andern Re-

gierungsform glücklicher werden zu können: daß jedem, so viel es möglich ist, sein Leben, Ehre, Nahrungsstand, seine Freyheit und gewisse Gleichheit geschützet werde, nemlich soferne als es zum Glücke des Ganzen beytragen kann. Alles im Staate muß zum Wohl und zur Vollkommenheit des Ganzen, und nicht bloß auf den Ueberfluß und den Vorzug einiger Individuen abzwecken. Nur jener Fürst wird wahrhaft groß, welcher sich für die allgemeine Glückseligkeit verwendet, und es dahin zu bringen weis, daß er von seinem Volke geliebt und hochgeschätzet wird.

Joseph, welcher fast alles mit despotischer Kraft, aber nicht alles mit nöthiger Klugheit zu Stande zu bringen suchte, wollte eine Armenkasse errichten, und that es auf eine Art, die man fast unsinnig heißen sollte. Bey jedem Testamente oder bey jeder Erbschaft, fast bey jedem Vorfalle im bürgerlichen Leben muß die Armenkasse einen beträchtlichen Antheil haben. Ihr Fond bestehet schon in Millionen, wovon nur die Interessen an die Armen gegeben werden, und doch jeder ehrliche Mann von bürgerlichen und geadelten Bettlern gequälet wird. In einer gewissen Anzahl von Jahren muß alles Vermögen von Wien in die Armenkasse geflossen

seyn,

seyn. Der liebe Gott wird freilich am Ende wieder einen Joseph II. schicken, welcher, wie bey den Klöstern, den Bienenstock zu schneiden weis.

Man hat in Oesterreich noch mehrere Grundsätze, welche mir ebenfalls nicht aus ächter Staatskunst her zu rühren scheinen. Ich will eben hier nicht über den Wehrt und Unwehrt solcher Verordnungen ein Urtheil fällen. Ich berühre nochmal des Waarenverboths, wovon schon oben Erwähnung geschah. Joseph verboth sogar Stockfische und Häringe, weil er sie für holländische Produkten hielt, und zu jener Zeit den Holländern allen möglichen Abbruch thun mochte: so wie man es dermal mit der fränkischen Nation im Sinne hat. Es verräth freilich keinen großen Geist, wenn die Waarenverbothe bloß aus Privatpaßion, und nicht aus patriotischem Eifer, aus Rücksicht auf das allgemeine Wohl, geleitet werden. Soll es bloß zum Vortheile einheimischer Produkten und Fabrikwaaren gewirket werden: so ist ja noch ein Mittelweg, die ausländischen Waaren und Weine durch stärkere Zollauflagen theurer zu machen. Es würde wenigstens alsdenn weniger Despotismus oder drückender Zwang zu fühlen seyn: in Fabriken würde mehr Fleiß und Nacheiferung aufleben.

Wer Rheinwein in gewisser Quantität für seine Tafel will kommen lassen, muß hierzu einen Erlaubnißschein von Hofe haben. Es ist also hier wieder löblich für den hohen Adel oder für die Reichen gesorget. Ein Mann aus dem Mittelstande, welcher seiner Gesundheit wegen auch im Nothfalle einige Bouteillen Rheinweines oder andern fremden Weines zu kaufen verlangte, wird freilich in einem so grob organisirten Staate in keine Erwägung kommen.

Die Ungarn haben die Ehre, zur österreichischen Monarchie zu gehören. Aber die Auflagen, welche sie von ihren Ochsen, von Wein und Getreide, welches nach Wien gebracht wird, abgeben müssen, sind außerordentlich. Mich dünket, ich hörte einstens von 30 oder mehr Gulden von einem Paar Ochsen. Die Oesterreicher glauben, daß dieses höchst nöthig sey, damit die ungarischen Produkte nicht zu wohlfeil kämen, und man genöthiget würde, jene von Oesterreich eben so in geringem Preise zu geben.

Ob es nun nicht besser wäre, wenn man es darauf ankommen ließ, allgemeine Wohlfeile der Lebensmittel im Lande aufkommen zu lassen? Ob

die

die österreichischen Seigneurs nicht eben sogut dabey bestehen würden, wenn Hausmiethe, Kaufleute, Künstler, Handwerker, Bedienten und Taglöhner bey wohlfeileren Lebensmitteln, ihnen um einen desto geringeren Preiß zu Diensten stehen könnten, als dermal, wo der Seigneur freilich die Produkten seiner Güter viel theurer verkauft? Ob nicht selbst der Landmann bey einer allgemeinen Wohlfeilheit auf anderer Seite gewinnen würde, was er am Preise seiner Produkten verlieret? Dieses sind Fragen, worüber ich nichts zu entscheiden wage.

Kaiser Joseph hat daran gearbeitet, die Steuerauflagen auf Güter, und nicht mehr auf Nahrungsmittel zu legen, aber mit eben dem Fortgange, wie fast in seinen meisten Unternehmungen. Es blieb wie es war, oder mußte bald wieder auf vorigen Fuß gesetzet werden.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

H.

Betrachtungen

1793

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Freimüthige Betrachtungen eines philosophischen Weltbürgers über wichtige Gegenstände, entsprechend den Bedürfnissen unsers Zeitalters und des Menschengeschlechts

S.l. 1793

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 217
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11250817-2
VD18 14401215-008